

Hella von Unger, Martina Block, Michael T. Wright

Aktionsforschung im deutschsprachigen Raum

Zur Geschichte und Aktualität eines
kontroversen Ansatzes aus Public Health Sicht

August 2007
Bestell-Nr. SP I 2007-303
ISSN 1860-8884

Veröffentlichungsreihe der Forschungsgruppe Public Health
Schwerpunkt Arbeit, Sozialstruktur und Sozialstaat
Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB)
10785 Berlin, Reichpietschufer 50
Tel.: 030/25491-577

Zusammenfassung

Die deutschsprachige Debatte um den Ansatz der Aktionsforschung unterscheidet sich wesentlich von der angloamerikanischen Debatte. Dort wurde der „action research“ Ansatz in den 1940er Jahren von dem Sozialpsychologen Kurt Lewin entwickelt und erfreut sich als Forschungsstrategie auch heute noch relativ großer Beliebtheit in verschiedenen Disziplinen. In Deutschland wurde die Aktionsforschung in den 1970er Jahren im Zuge einer grundsätzlichen, gesellschafts-, wissenschafts- und methodenkritischen Debatte intensiv diskutiert, verschwand aber nach einer vergleichsweise kurzen Zeit wieder fast vollständig aus dem sozialwissenschaftlichen Diskurs. Dieses Discussion Paper beleuchtet die Geschichte der Aktionsforschung im deutschsprachigen Raum und zeigt auf, dass einige zentrale Begriffe und Anliegen der Aktionsforschung seit den 1970er Jahren weiter entwickelt wurden, unter anderem in der qualitativen Sozialforschung, der Praxisforschung und dem Ansatz der Selbstevaluation. Als Forschungsstrategie sieht die Aktionsforschung eine enge Zusammenarbeit von Wissenschaftler/innen und Praktiker/innen unter der Zielsetzung der gemeinsamen Erforschung und Beeinflussung eines bestimmten sozialen Handlungsfeldes und der darin verorteten, professionellen Praxis vor. Die Autor/inn/en argumentieren, dass ein solches Vorgehen im Kontext der aktuellen gesundheitswissenschaftlichen Debatte um Evidenzbasierung sehr relevant ist. In Anlehnung an die Aktionsforschung und andere Quellen haben sie den Ansatz der „Partizipativen Qualitätsentwicklung“ für Public Health entwickelt, der sich insbesondere für Maßnahmen der lebensweltorientierten Primärprävention und Gesundheitsförderung mit sozial benachteiligten Gruppen eignet. Dieser Ansatz wirft jedoch auch methodische und methodologische Fragen auf, die zum Teil in der Tradition der Aktionsforschung stehen, und für deren Diskussion die Konfliktlinien, Erfahrungen und Einsichten der kritischen deutschsprachigen Debatte der Aktionsforschung seit den 1970er Jahren aufschlussreich sind. Das Discussion Paper bespricht ausgewählte Aspekte dieser Geschichte, um die aktuelle Methoden-Debatte in Public Health zu bereichern.

Keywords: Aktionsforschung, Praxisforschung, Selbstevaluation, partizipative Methoden, Evidenzbasierung, Qualitätssicherung, Public Health

Abstract

The German-speaking discourse on action research differs profoundly from the Anglo-American discourse where action research was first developed by social psychologist Kurt Lewin and where it is still a widely used research strategy across disciplines. In the German-speaking discourse, on the other hand, action research was only introduced in the early 1970s when it became vastly popular in the context of a larger critical debate in the social sciences, before it disappeared again from the scientific discourse a decade later. This discussion paper traces the history of action research in the German-speaking discourse highlighting its developments and continuities. As a research strategy, action research involves the close collaboration of researchers and practitioners with the aim of investigating and influencing the professional practice in a chosen field. This approach is currently highly relevant in the context of the public health debate on evidence based practice. Inspired by the original ideas of action research and other sources, the authors developed “participatory quality development” as a new approach for community-based health promotion and primary prevention, in particular those tailored to socially disadvantaged groups. The approach has clear strengths, but also raises methodological questions some of which are rooted in the tradition of action research. These challenges can be addressed with reference to the experiences and insights gained in the critical, German-speaking debate of action research. This discussion paper discusses selected aspects of this historical debate in order to enrich the current methodological debate in public health.

Key words: Action research, participatory evaluation, participatory methods, evidence based practice, quality assurance, public health

Danksagung

Wir danken unseren Kolleg/inn/en aus der Forschungsgruppe Public Health sowie Prof. Dr. Ulrike Maschewsky-Schneider und Prof. em. Dr. Jarg Bergold für ihre konstruktive Kritik an früheren Fassungen des Discussion Papers.

Übersicht

1. Einleitung.....	7
2. <i>Action Research</i> nach Kurt Lewin	10
3. Die deutsche Rezeption: Aktionsforschung in den 1970er Jahren.....	13
4. Kritik an der Aktionsforschung.....	17
5. Spurensuche: Was hat sich seitdem entwickelt?	21
6. Der Ansatz der Praxisforschung.....	22
7. Die Methode der Selbstevaluation	25
8. Qualitative Forschung und partizipative Methoden	28
9. Totgesagte leben länger: Zur Aktualität des Ansatzes in Public Health.....	29
10. Offene Fragen für die aktuelle Diskussion	33
11. Schlussbemerkung.....	36
Literatur	37

1. Einleitung

Die Forschungsgruppe Public Health am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung wendet partizipative Methoden in Forschungsprojekten zu Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention an und bezieht sich dabei auf den Aktionsforschungsansatz nach Kurt Lewin. In der deutschen Forschungslandschaft ist dies momentan eher unüblich, da die Aktionsforschung hierzulande nicht zu den renommiertesten Ansätzen der Sozialforschung gehört: sie gilt als weitgehend gescheiterter Versuch der 1970er Jahre. Vertreter der klassischen, quantitativ-ausgerichteten Empirie hatten sie von vornherein für ein verfehltes Anliegen gehalten, da eine Zusammenarbeit mit Praktiker/innen unter der Zielsetzung der gemeinsamen Erforschung und Beeinflussung der sozialen Praxis, wie sie die Aktionsforschung vorsieht, die Grundfesten einer „reinen“ akademischen Wissenschaft erschüttere. Die Aktionsforschung war in den 1940er Jahren in den USA entwickelt worden und entfachte bei ihrer Rezeption und Weiterentwicklung in der deutschsprachigen Sozialforschung in den 1970er Jahren eine lebhafte Debatte. Zum heutigen Zeitpunkt herrscht jedoch eine weitgehende Distanzierung vor, und eine explizite Bezugnahme auf oder Auseinandersetzung mit dem Ansatz der Aktionsforschung findet nur noch sehr selten statt. Diese fast vollständige Abkehr von der Aktionsforschung, wie sie in der deutschsprachigen Forschungslandschaft – zumindest auf den ersten Blick – vollzogen wurde, erscheint uns unverhältnismäßig. Wir argumentieren, dass der Ansatz der Aktionsforschung für Public Health aktuell relevant und eine Auseinandersetzung mit seiner kontroversen Geschichte lohnenswert ist. Ein Blick über den nationalen Tellerrand hinaus zeigt zudem, dass der Bruch mit der Aktionsforschung keine zwingende Notwendigkeit darstellt: im angloamerikanischen Raum findet z.B. eine lebendige Debatte um Schlüsselbegriffe wie *community participation*, *community-based participatory research* (CBPR) und *participatory action research* (PAR) statt, und CBPR und PAR stellen wachsende Forschungsfelder dar, die international an Bedeutung weiter gewinnen.¹

1 Dieses Discussion Paper legt einen expliziten Fokus auf die deutschsprachige Debatte um die Aktionsforschung. Bezüglich der viel lebendigeren und z.T. pragmatischeren angloamerikanischen Debatte (in Public Health und benachbarten Disziplinen) sei exemplarisch verwiesen auf Publikationen wie „The Sage Handbook of Action Research“ (Reason & Bradbury, 2007), „Community-Based Health Research: Issues and Methods“ (Blumenthal & DiClemente, 2003), „Aktionsforschung: Handbuch für Pflege-, Gesundheits- und Sozialberufe“ (Hart & Bond, 2001); „Action Science: Concepts, methods and skills for research and intervention“ (Argyris, Putnam & Smith, 1987), peer-reviewed Journals wie „Action Research“ (Sage), „Educational Action Research“ (Routledge) und „Progress in Community Health Partnerships: Research, Education,

Zur Relevanz des Ansatzes für Public Health

Public Health ist eine vergleichsweise junge, multidisziplinäre Wissenschaft, die sich zum Ziel setzt, Voraussetzungen und Determinanten von Gesundheit und Strukturen der Gesundheitsversorgung zu erforschen um einen Beitrag dazu zu leisten, den Gesundheitszustand der Bevölkerung zu verbessern.

„Public Health ist Theorie und Praxis der auf Gruppen bzw. Bevölkerungen bezogenen Maßnahmen und Strategien der Verminderung von Erkrankungs- und Sterbewahrscheinlichkeit durch Senkung von Risiken und Stärkung von Ressourcen. Public Health analysiert und beeinflusst hinter den individuellen Krankheitsfällen epidemiologisch fassbare Risikostrukturen, Verursachungszusammenhänge und Bewältigungsmöglichkeiten. Dazu gehört auch die Steuerung der Krankenversorgung. Wissenschaftlich ist Public Health eine Multidisziplin, politisch sollen die aus Public Health gewonnenen Entscheidungskriterien und Handlungspostulate querschnittsartig in allen gesundheitsrelevanten Politikfeldern Berücksichtigung finden.“ (Schaeffer, Moers & Rosenbrock, 1994: 10-11)

Public Health hat mit der doppelten Zielsetzung („Analyse“ und „Beeinflussung“) einen klaren Bezug zur Praxis der Gesundheitsversorgung und zur Gesundheitspolitik (vgl. auch Noack & Rosenbrock, 1994). Der Praxisbezug von Public Health wird auch in der aktuellen Diskussion um Evidenzbasierung in der Gesundheitsversorgung deutlich. Die Forschungsgruppe Public Health beteiligt sich an diesem Diskurs insbesondere im Hinblick auf Primärprävention und Gesundheitsförderung. Wir vertreten den Ansatz, dass Evidenzbasierung und Qualitätssicherung alltagsnah in der Praxis² und gemeinsam mit Praktiker/innen der Gesundheitsförderung und Prävention (also partizipativ) entwickelt werden müssen, um auch praxisrelevant zu sein (vgl. Rosenbrock, 2004a & b; Wright, 2004; Wright, 2006). Lawrence Green hat eine ähnliche Position für den US-amerikanischen Diskurs formuliert: *„If we want more evidence-based practice, we need more practice-based evidence.“* (Green, 2006)

and Action“ (Johns Hopkins University Press); Review Artikel wie „Review of Community-based Research: Assessing Partnership Approaches to Improve Public Health“ (Israel et al., 1998); Non-Profit Organisationen wie das kanadische Wellesley Institute (zugänglich über www.wellesleyinstitute.com) oder das nordamerikanische Netzwerk „Community-Campus Partnership for Health“ (zugänglich über <http://depts.washington.edu/ccph/index.html>).

- 2 Wo nicht anders bezeichnet, bedeutet „Praxis“ in diesem Discussion Paper sowohl die Planung und Durchführung von Maßnahmen (Interventionen) im Sozial- und Gesundheitswesen als auch die Akteure und Strukturen, die diese Tätigkeiten leisten. Diese eingeschränkte Definition unterscheidet sich von einer „gesellschaftlichen“ oder „sozialen“ Praxis, die z.B. im Rahmen der marxistischen Theorie ein gesellschaftskonstituierendes Handeln benennt und als Begrifflichkeit die Aktionsforschungsdebatte der 1970er Jahre prägte.

Um eine Evidenzbasierung der Primärprävention und Gesundheitsförderung zu gewährleisten, bedarf es also einer neuen Form des Wissens, einer „praxis-basierten Evidenz“, die sich in der Zusammenarbeit von Forscher/innen und Praktiker/innen der Gesundheitsversorgung (unter Einbindung der Zielgruppen) generieren lässt. Eine solche Forschung, die sich durch ihre Praxisanbindung und Anwendungsorientierung wesentlich von anderen Formen der akademischen Forschung unterscheidet, wirft jedoch vielfältige Fragen auf, z.B. in bezug auf Grundlagen und Grenzen der Erkenntnisgewinnung und Angemessenheit von Gütekriterien: Welchen Ansprüchen an Generalisierbarkeit und Validität kann ein partizipativ geschaffenes Wissen gerecht werden? Wie kann die Zusammenarbeit zwischen Praktiker/innen und Wissenschaftler/innen partnerschaftlich gestaltet und dabei gewährleistet werden, dass sowohl ein praktischer Nutzen als auch wissenschaftliche Erkenntnis erzielt wird? Welche Fragestellungen und Forschungsmethoden sind in dieser Form der Zusammenarbeit angemessen und umsetzbar? Diese Fragen stellen sich aktuell, sie sind jedoch nicht neu, sondern wurden in unterschiedlicher Ausprägung in der deutschsprachigen Debatte um die Aktionsforschung der 1970er Jahre bereits intensiv diskutiert.

Auf diesem Hintergrund möchten wir die Geschichte der Aktionsforschung im deutschsprachigen Raum neu beleuchten und die Erfahrungen und Einsichten dieser Debatte nutzen, um die aktuelle Diskussion zu Evidenzbasierung und Qualitätssicherung in Public Health zu bereichern. Dabei werden wir aufzeigen, dass der Ansatz die Aktionsforschung – im Gegensatz zu seinem Ruf – nicht gänzlich fehlgeschlagen ist. Er wurde kontrovers diskutiert, und seine Schwachstellen wurden in der deutschsprachigen Diskussion klar benannt, insbesondere von den internen Kritiker/innen unter den Aktionsforscher/innen selbst. Problematisch erscheinen insbesondere die unzulänglichen wissenschaftstheoretischen und methodologischen Grundlagen des Ansatzes sowie politisch motivierte, idealisierte Zuschreibungen und überhöhte Ansprüche an die Aktionsforschung der 1970er Jahre, die in der praktischen Umsetzung nicht erfüllt werden konnten. Verschiedene Faktoren trugen zusätzlich dazu bei, dass der Ansatz in der deutschsprachigen Forschungslandschaft seit den 1980er Jahren nur noch selten explizit vertreten wird. Einige seiner wesentlichen Komponenten und bestimmte Stränge der Diskussion werden jedoch weiterhin aktiv verfolgt – wenn auch z.T. in anderen Diskussionszusammenhängen und unter anderen Namen. Unser Anliegen ist es, diese Entwicklungen aufzuzeigen und den Ansatz der Aktionsforschung dadurch angemessener in der aktuellen deutschsprachigen Forschungsdebatte zu verorten. Es gilt aus der kontroversen Debatte zu lernen, aber auch die Stärken des Ansatzes und die Kontinuitäten des Diskurses kritisch zu würdigen.

Aufbau des Discussion Papers

Zunächst wird der Ansatz der Aktionsforschung nach Kurt Lewin vorgestellt. Anschließend besprechen wir die deutsche Rezeption der 1970er, gefolgt von der Kritik der 1980er und 90er Jahre. Als dritten Schritt stellen wir die Strömungen dar, in denen der Ansatz heute (zumindest partiell) weitergeführt wird: den Ansatz der Praxisforschung, die Methode der Selbstevaluation, und den Diskurs um partizipative Methoden der qualitativen Sozialforschung. Abschließend formulieren wir einige offene Fragen, die sich vor dem Hintergrund unserer aktuellen Forschungstätigkeiten aus diesen Debatten ergeben. Das Discussion Paper ist also keine umfassende Aufarbeitung der Geschichte der Aktionsforschung, sondern vielmehr eine selektive Besprechung von Ausschnitten dieser Geschichte, die wir auf dem Hintergrund unserer eigenen Arbeiten für besonders wichtig halten. Antworten auf die offenen Fragen können jedoch nur in einem breiteren Diskurs in Public Health und im Austausch mit benachbarten Disziplinen gefunden werden. In dem Sinne stellt dieser Text eine Einladung dar, an der aktuellen Diskussion um die Gestaltung, das Potential und die Herausforderungen einer praxisnahen und praxisrelevanten Wissenschaft teilzunehmen.

Das Discussion Paper entsteht zeitgleich mit der Vorbereitung einer Tagung, auf der die Relevanz des Aktionsforschungsansatzes für Public Health beleuchtet und Lösungsansätze für die methodischen und methodologischen Herausforderungen entwickelt werden sollen.³

2. Action Research nach Kurt Lewin

Die deutsche Aktionsforschung berief sich fast durchgängig auf die Arbeiten von Kurt Lewin. Der Sozialpsychologe Lewin formulierte die Grundsätze des „action research“ in den 1940er Jahren in den USA (Lewin, 1946). Der deutsch-jüdische Wissenschaftler war nach Einführung der rassistischen Beamtenetze durch die Nationalsozialisten 1933 aus Deutschland in die USA emigriert. Die Bestrebung, sozialwissenschaftliche Forschung für sozialemanzipatorische und demokratie-fördernde Zwecke nutzbar zu machen, stellt eine Grundfeste seiner wissenschaftlichen Arbeiten dar. Nach Lewin bietet *action research* eine Möglichkeit, soziale

3 „An der Schnittstelle von Wissenschaft und Praxis: Aktionsforschung und Partizipative Methoden in Public Health“, 4.-6.10.2007, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Forschungsgruppe Public Health.

Praxis und Wissenschaft so miteinander zu verknüpfen, dass praxis-relevante Lösungen für drängende gesellschaftliche Probleme gefunden werden. In seinem viel zitierten Aufsatz „Action Research and Minority Problems“ (1946) beschreibt er den Ansatz wie folgt:

„The research needed for social practice can best be characterized as research for social management or social engineering. It is a type of action-research, a comparative research on the conditions and effects of various forms of social action, and research leading to social action. Research that produces nothing but books will not suffice.“ (Lewin, 1946: 202-203)

Lewin forderte also eine neue Form der Sozialforschung, die sich nicht mit der Produktion von wissenschaftlichen Texten begnügt, sondern zu konkreten Veränderungen und Entwicklungsprozessen in den sozialen Systemen führt, in denen sie angewendet wird. In seinen Arbeiten verfolgte Lewin sozialpsychologische Fragestellungen, insbesondere zu Gruppenbeziehungen und Demokratisierungsprozessen. Im Rahmen seiner Aktionsforschungsstudien arbeitete er mit Gemeinden, Institutionen und Organisationen wie Schulen, Betrieben, staatlichen und nicht-staatlichen politischen Einrichtungen zusammen, um dort auftretende Inter-Gruppen-Konflikte zu erforschen und zu lösen. Dabei war sein bevorzugtes methodisches Design das Feldexperiment, das ihm erlaubte, eine Intervention unter verschiedenen Konditionen im Hinblick auf ihre Wirkung im sozialen Feld zu untersuchen.⁴ Das grundsätzliche Verfahren der Aktionsforschung sah dabei vor, durch eine enge Zusammenarbeit von Wissenschaftlern und Praktikern, Kenntnisse über ein soziales System zu entwickeln und es gleichzeitig zu beeinflussen. Forschen und Handeln waren in einem iterativen Prozess miteinander verbunden. Lewin postulierte, dass diese Form der Forschung nicht weniger wissenschaftlich sein muss, als andere Formen „reiner Forschung“:

„This by no means implies that the research needed is in any respect less scientific or ‘lower’ than what would be required for pure science in the field of social

4 Zur Verbesserung von Inter-Gruppen-Beziehungen im Gemeinde-Setting führte Lewin zum Beispiel ein Aktionsforschungsprojekt durch, bei dem ein Ausschuss des Staates Connecticut, eine Kommission für Gemeindebeziehungen einer bedeutenden NGO (Amerikanischer Jüdischer Kongress) und eine Forschungsstelle des Technologischen Instituts von Massachusetts (MIT) zusammen arbeiteten. Das Forschungsdesign sah vor, Gemeindearbeiter zu trainieren und dabei die positive Wirkung von (partizipativen) Kleingruppenprozessen auf die längerfristige Arbeit der Gemeindearbeiter mit Minderheitengruppen in der Gemeinde zu erforschen. Zu diesem Zweck führte er ein Feldexperiment mit drei Vergleichskonditionen durch: a) einzelne Gemeindearbeiter aus verschiedenen Gemeinden nahmen an einem Training teil, b) Kleingruppen von Gemeindearbeitern aus der gleichen Gemeinde nahmen gemeinsam an einem Training teil und c) einigen dieser Kleingruppen wurden darüber hinaus auch nach dem Training noch Ressourcen für ihre Arbeit in der Gemeinde zur Verfügung gestellt (siehe Lewin, 1946: 287-292).

events. I am inclined to hold the opposite to be true. (...) This 'basic social research' will have to include mathematical and conceptual problems of theoretical analysis. It will have to include the whole range of descriptive fact-finding in regard to small and large social bodies. Above all, it will have to include laboratory and field experiments of social change." (Lewin, 1946: 203)

Lewin spricht sich also dafür aus, dass die Aktionsforschung das gesamte Spektrum empirischer Methoden der Sozialforschung nutzen sollte. Klar hervor tritt auch sein Bestreben, dem Legitimitätsdruck der naturwissenschaftlich-orientierten akademischen Sozialforschung argumentativ zu begegnen. Die von ihm vorgenommene Unterscheidung von „action research“ bzw. „basic social research“ auf der einen Seite und „pure science“ auf der anderen Seite deutet die Kluft schon an, die in der weiteren Entwicklung und Anwendung des Ansatzes noch stärker hervortreten wird. Sein Postulat, dass *action research* „nicht weniger wissenschaftlich“ sei oder sein müsse, wirft die Frage auf, nach welchen Kriterien Wissenschaftlichkeit bemessen wird. Dies ist eine Konfliktlinie, an der sich in der Folgezeit immer wieder kritische Fragen und Probleme entzünden.

Lewin hat den *action research* Ansatz erst relativ spät in seiner beruflichen Karriere entwickelt und vergleichsweise wenig dazu publiziert.⁵ Der Ansatz stieß in den USA auf großes Interesse und wurde von seinen Schülern weiterentwickelt, u.a. in Form von Feldexperimenten zur partizipativen Gestaltung von Arbeitsbedingungen in Betrieben (Adelman, 1993).⁶

5 Kurt Lewin (1890-1947) starb, bevor er sein grundlegendes Werk über Aktionsforschung als „Experiment des Wandels“ fertig stellen konnte (Allport, 1948:XII f. zitiert nach Hart & Bond, 2001:26).

6 Lewin und seine Schüler haben seit den 1930er Jahren quasi-experimentelle Studien in Betrieben durchgeführt, um die positiven Auswirkungen demokratischer Partizipation zu erforschen (Adelman, 1993: 7ff.). Ein Feldexperiment (in der Harwood Fabrik in Virginia) wurde von Lewin mit konzipiert und nach seinem Ableben von seinen Schülern umgesetzt: Hier gab es Widerstand der Belegschaft gegen bestimmte Arbeitsbedingungen (u.a. angeordnete Arbeitsplatzwechsel und Akkordsätze) und damit verbundene Rückgänge in Produktivität. Die Unternehmensleitung hatte Lewin als Berater angestellt und – basierend auf theoretischen Überlegungen zu Frustration im Rahmen seiner Feldtheorie – wurde ein Feldexperiment unternommen: Die Belegschaft wurde in drei Gruppen aufgeteilt, denen ein unterschiedliches Ausmaß an Mitbestimmung über ihrer Arbeitsbedingungen zugestanden wurde (1. keine Mitbestimmung, wie bisher, 2. Mitbestimmung durch von der Geschäftsführung eingesetzte Repräsentanten, 3. Mitbestimmung durch alle Gruppenmitglieder). Das Feldexperiment zeigte, dass bei der Gruppe mit dem höchsten Maß an Partizipation eine höhere Arbeitsmoral, bessere Kooperation mit Vorgesetzten und eine gesteigerte Produktivität verbucht werden konnte im Vergleich zu den anderen Gruppen. Die Studie brachte Lewin und seinen Schülern jedoch auch den Vorwurf der Manipulation (der Arbeitnehmer) ein, da weder die Motive der Geschäftsleitung, noch die bestehenden strukturellen Machtverhältnisse und Arbeitsbedingungen kritisch hinterfragt wurden (Adelman, 1993; Hart & Bond, 2001: 29-31).

3. Die deutsche Rezeption: Aktionsforschung in den 1970er Jahren

Im deutschsprachigen Raum wurde der *action research* Ansatz von Lewin mit einer zeitlichen Verzögerung von etwa zwei Jahrzehnten rezipiert. Ende der 1960er Jahre fand in den deutschsprachigen Sozialwissenschaften im Anschluss an den Positivismusstreit in der Soziologie und im Zuge der gesellschafts- und wissenschaftskritischen Studentenbewegung eine breite, kritische Theorie- und Methodendiskussion statt. In diesem Kontext wurde die Aktionsforschung Anfang der 1970er Jahre sehr populär – insbesondere in der Erziehungswissenschaft, Soziologie, Sozialen Arbeit, kritischen Psychologie, Politikwissenschaft und auch anderen Bereichen.⁷ Die Aktionsforschung schien das geeignete Mittel, die theoretisch formulierte Kritik am Wissenschafts- und Forschungsbetrieb forschungspraktisch-empirisch umzusetzen. Der Ansatz von Lewin war dabei nicht die einzige Bezugsquelle, aber eine zentrale.⁸

Im Deutschen wurden für den englischen Begriff *action research* verschiedene Übersetzungen und Begrifflichkeiten verwendet, u.a. Handlungsforschung, Aktionsforschung, Tatforschung, aktivierende Sozialforschung und politisierende Sozialforschung. Diese Begriffe wiesen zum Teil inhaltliche Unterschiede auf, sie wurden jedoch häufig synonym benutzt.⁹ Die

7 Historisch fand die Rezeption von Lewins Ansatz also in einer Zeit des kritischen Umdenkens und politischen Aufbruchs an den Universitäten statt – in der Soziologie formulierte die Frankfurter Schule ihre Thesen im Rahmen der Kritischen Theorie und übte damit eine grundlegende Kritik an traditionell-empirischen wissenschaftstheoretischen Positionen (Positivismusstreit). Auch die Kritische Psychologie, begründet von Klaus Holzkamp an der Freien Universität Berlin, entstand im Kontext der gesellschaftskritischen Studentenbewegung. Aus der Kritik an der herkömmlichen ‚bürgerlichen‘ Psychologie und in Auseinandersetzung mit dem Positivismusstreit und der Kritischen Theorie formulierte Holzkamp die der marxistischen Gesellschaftstheorie verpflichtete kritische Psychologie. Lebendige und kritische Debatten fanden in fast allen sozialwissenschaftlichen Disziplinen statt und vermehrt wurde der interdisziplinäre Diskurs gesucht. Die Aktionsforschung versprach in diesem Kontext des gesellschafts- und wissenschaftskritischen Umdenkens die geeignete Forschungsstrategie zu sein, um die theoretisch formulierten kritischen Positionen praktisch empirisch umzusetzen. Zur Übersicht über die breit gefächerte interdisziplinäre Debatte der Aktionsforschung siehe z.B. Haag et al., 1972; Horn, 1979; Moser, 1975; Nagel, 1983; Schneider, 1980.

8 Andere wichtige Bezüge und Quellen der deutschen Aktionsforschung der 1970er Jahre bestanden in der schon erwähnten kritischen Theorie der Frankfurter Schule, der Systemtheorie Luhmanns, dem Ansatz des brasilianischen Pädagogen Paulo Freire, dem französischen Psychoanalytiker und Verhaltensforscher George Devereux, und anderen (vgl. Haag et al., 1972; Horn, 1979).

9 Vgl. Cremer, 1980:13. Ohne die Unterschiede zwischen den damaligen Positionen nivellieren zu wollen, beziehen wir uns in diesem Discussion Paper zur besseren Verständlichkeit durchgängig

Debatte war interdisziplinär und mehrstimmig, wobei die verschiedenen Positionen grundsätzliche Übereinstimmungen aufweisen. Eine solche Übereinstimmung bestand in der Abgrenzung der Aktionsforschung vom Verständnis und Vorgehen der traditionell-empirischen sozialwissenschaftlichen Forschung, die auch in der folgenden Charakterisierung der Aktionsforschung deutlich wird:

„Die Forscher treten [erstens] nicht punktuell in eine Situation ein, um Meinungen zu erfragen, sondern sie nehmen über einen längeren Zeitraum begleitend an einem sozialen Prozess teil und helfen, ihn voranzutreiben; sie arbeiten zweitens nicht mit sozial isolierten Individuen, sondern mit Gruppen in deren gesellschaftlichen Bezügen, und sie informieren drittens diese Gruppen nicht nur über Ziel und Zweck der Untersuchungen, sondern beteiligen sie auswertend an der Einschätzung der Forschungsergebnisse.“ (FB Sozialpädagogik der Pädagogischen Hochschule Berlin, 1972:65)

Es werden also drei Prinzipien beschrieben: 1) Teilnahme der Forscher/innen an sozialen Prozessen, 2) Arbeit mit Gruppen in ihren bestehenden sozialen Bezügen und 3) Einbezug der Untersuchungsteilnehmer in die Forschungstätigkeit. Darüber hinaus wurden von soziologischen Aktionsforscher/innen sechs Postulate der Aktionsforschung formuliert:

„Die Postulate sind:

- a) Die Problemauswahl und -definition geschieht nicht vorrangig im Kontext wissenschaftlicher Erkenntnisziele, sondern entsprechend konkreten gesellschaftlichen Bedürfnissen.
- b) Das Forschungsziel besteht nicht ausschließlich darin, soziologische theoretische Aussagen zu überprüfen oder zu gewinnen, sondern darin, gleichzeitig prüfend und verändernd in gesellschaftliche Zusammenhänge einzugreifen.
- c) Die im Forschungsprozess gewonnenen Daten werden nicht mehr als isolierte Daten ‚an sich‘ gesehen, sondern als Momente eines prozeßhaften Ablaufs interpretiert; sie gewinnen ihren Sinn auf der theoretischen Ebene dadurch, dass sie stets mit dem realen Prozess als Gesamtheit zusammengedacht werden, und erhalten ihre Relevanz auf der praktischen Ebene als konstitutive Momente weiterer Prozessabläufe.
- d) Die als Problem aufgenommene Situation wird als Gesamtheit – als soziales Feld – angesehen, aus der nicht aufgrund forschungsimmanenter Überlegungen einzelne Variablen isoliert werden können.
- e) Die praktischen und theoretischen Ansprüche des action research verlangen vom Forscher eine zumindest vorübergehende Aufgabe der grundsätzlichen Distanz

auf die „Aktionsforschung“ als Oberbegriff für die verschiedenen Ausprägungen der damaligen Debatte.

zum Forschungsobjekt zugunsten einer bewusst einflussnehmenden Haltung, die von teilnehmender Beobachtung bis zur aktiven Interaktion mit den Beteiligten reicht.

- f) Entsprechend soll sich auch die Rolle der Befragten und Beobachteten verändern (...), dass sie zu Subjekten im Gesamtprozess werden.“ (Klüver & Krüger, 1972: 76-77)

Diese Prinzipien und Postulate sprengten den Rahmen traditionell-empirischer Forschung, die bis dahin die deutsche Sozialwissenschaft geprägt hatten, und der Einfluss der kritischen Theorie der Frankfurter Schule ist nicht zu übersehen.¹⁰ Dem Postulat des bewussten Eingreifens in soziale Praxis kam eine zentrale Bedeutung zu: „Action research lässt sich explizit auf soziale Realität ein, mit der Intention, diese zielbezogen zu verändern“ (Klüver & Krüger, 1972: 76). Im Bestreben, den Verwertungszusammenhang von Wissenschaft bewusst zu reflektieren und zu nutzen, bezieht die Aktionsforschung Stellung. Diese politische Positionierung steht insofern in der Tradition Lewins, als dieser seinen Ansatz des *action research* zur Zeit des 2. Weltkrieges eindeutig in den Dienst der Demokratisierung gestellt hatte. Die deutschen Aktionsforscher/innen der 1970er Jahre verfolgten reformerische Ambitionen, die z.T. auch marxistisch geprägt waren. Oft wurde die neue Forschungsstrategie diskursiv in eine grundlegende Kritik an den „gesamtgemeinschaftlichen Widersprüchen im politisch-ökonomischen System spätkapitalistischer Prägung“ (Haag, 1972:23) eingebunden und mit der Hoffnung verknüpft, zu grundlegenden gesellschaftlichen Veränderungsprozessen beizutragen. In diesem Zusammenhang wurde eine Gefahr darin gesehen, „dass die Aktionsforschung unter den bestehenden gesellschaftlichen Widersprüchen privater Verfügungsmacht über Produktionsmittel und deren politischer Regulierung trotz gegenteiliger Beteuerungen (...) instrumentell“ benutzt und „durch Herrschaft in Anspruch genommen“ werden könne (Haag, 1972: 41). Der machtpolitische Kontext von Forschung und Wissenschaft wurde also thematisiert und die Forschenden waren zur kontinuierlichen kritischen Selbstreflexion aufgefordert (Haag, 1972:42, 54). Die Forderung nach der Selbstreflexion der Forschenden entstand jedoch auch in einem breiteren Argumentations-Zusammenhang der Methodendiskussion, in der die traditionelle Subjekt-Objekt Beziehung von Forschenden und Forschungsteil-

10 In einem Vorwort zur deutschen Übersetzung des Sammelbandes von Lewin äußert sich Max Horkheimer wohlwollend zum Ansatz der Aktionsforschung: „Lewins Begriffe und Methoden (...) werden notwendig auch der deutschen Wissenschaft Impulse geben, ja ihr unentbehrlich werden.“ (Horkheimer 1953:8). Moser bemerkt rückblickend, dass sich Vertreter der Frankfurter Schule jedoch auch kritisch zur Aktionsforschung geäußert haben, wie z.B. Habermas, der die Aktionsforschung als „modisch“ kritisierte und bemängelte, dass „eine unkontrollierte Veränderung des Feldes mit der gleichzeitigen Erhebung von Daten im Feld unvereinbar ist“ (Habermas, 1971:18, zitiert nach Moser 1995:41).

nehmenden in Frage gestellt wurde. Die Selbstreflexion der Forschenden wurde auch als methodische Notwendigkeit formuliert, die sich aus dem Einfluss der Subjektivität der Forschenden und der (grundsätzlich unausweichlichen) Beeinflussung von Untersuchungsteilnehmern ableitet (vgl. Devereux, 1967; Gstettner, 1979; Horn, 1979).

Unterschiede zwischen den verschiedenen Positionen der deutschsprachigen Aktionsforschung bestanden unter anderem in den wissenschafts- und gesellschaftstheoretischen Grundlagen und politischen Prämissen, auf denen die Aktionsforschung entwickelt wurde (nicht alle Aktionsforscher/innen bezogen sich auf den historischen Materialismus oder verorteten ihren Ansatz im Kontext einer marxistische geprägte Kapitalismuskritik). Deutlich waren auch Unterschiede im Hinblick auf den Anspruch an wissenschaftliche Erkenntnis- und Theorieproduktion im Rahmen der Aktionsforschung. Manche Konzeptionen der Aktionsforschung als „problemorientierte und problemlösende Forschungsstrategie“ stellten keinen expliziten Anspruch auf Theorieproduktion über die Analyse des Problems hinaus (vgl. Pieper, 1972:100; Kramer, Kramer & Lehmann, 1979:29). Andere formulieren dagegen explizit den Anspruch, theoretische Fragestellungen zu verfolgen:

„[Aktions]Forscher und Erforschte verständigen sich gemeinsam über die Angemessenheit theoretischer (untersuchungsleitender) Fragestellungen, reflektieren gemeinsam Möglichkeiten und Formen intervenierender Praxistätigkeit sowie die Durchführung (sozial-) pädagogischen Handelns. Das heißt, dass sich einerseits Forscher bemühen, die Common-Sense Konstrukte der Erforschten zu erfahren und kritisch aufzuarbeiten sowie andererseits die Erforschten lernen, die theoretischen Konstrukte der Forscher auf ihre Praxis zu beziehen und aus ihnen handlungspraktische Konsequenzen abzuleiten.“ (Heinze, 1987: 31)

Die Frage, wie nicht nur praktische, direkt handlungs-relevante, sondern auch theoretische Erkenntnisse in Aktionsforschungsprojekten gewonnen werden können, wurde intensiv diskutiert. In der Forschungspraxis stellte sich den Aktionsforscher/innen die Frage nach der eigenen Rolle in der Vermittlung von konkretem Handeln und Forschen. Dies stellte eine große Herausforderung dar, die auch als „Balanceakt“ beschrieben wurde:

„Der Aktionsforscher wirkt emanzipatorisch ohne sein Selbstverständnis als Forscher aufzugeben. Darin liegt die Ambivalenz der Rolle des Aktionsforschers: in der Praxisnähe nicht soweit zu gehen, dass das Forschungsinteresse hinter dem praktischen ganz zurück tritt, und auch nicht um der Forschung willen die Interessen der Betroffenen zu vernachlässigen. Dies ist ein Balanceakt, der aus zwei Gründen durchzuhalten ist. Zum einen ist es ja gerade die gesellschaftliche Rolle und das Bewusstsein des Sozialforschers, die (...) die Möglichkeit mit sich bringen soll, zu Erkenntnissen und Handeln zu kommen, die ohne den Kontakt mit

dem Forscher nicht entstanden wäre. Zum anderen ist aber eine gewisse Distanz notwendig, will er nicht Gefahr laufen, sich in partikularen Interessen zu verlieren.“ (Kramer, Kramer & Lehmann, 1979: 31)

4. Kritik an der Aktionsforschung

Die deutschsprachige Debatte um die Aktionsforschung war lebendig und kritisch: Bemängelt wurden methodische, wissenschaftstheoretische und forschungsstrategische Schwachstellen des Ansatzes und praktische Probleme der Umsetzung. Die zum Teil sehr grundlegende Kritik wurde nicht nur von Vertreter/innen traditionellerer Formen empirischer Forschung und Wissenschaft formuliert, sondern auch „intern“ von Vertreter/innen der Aktionsforschung selbst. Wir setzen einen Fokus auf die interne Kritik der Debatte der 1970er und 80er Jahre und fassen die Hauptkritikpunkte hier kurz zusammen.

Der Aktionsforschung nach Lewin fehle eine „einheitliche theoretische Grundlage“ und eine angemessene gesellschaftstheoretische Fundierung (Schneider, 1980: 165). Eine Forschung, die sich nur „Emanzipation“ und „Aufklärung“ zum Ziel setze, bleibe „an der Oberfläche der gesellschaftlichen Verhältnisse, ohne die grundlegenden gesellschaftlichen Widersprüche zu benennen, die Ursache der Unterprivilegierung“ sind (Schneider, 1980: 187). Die theoretische Durchdringung und politische Ambition der Aktionsforschung ging also vielen internen Kritiker/innen nicht weit genug. Das „Diskurs Konzept“ der Aktionsforschung, also das Primat der diskursiven Verständigung der am Forschungsprozess Beteiligten, wurde als unzureichend bezeichnet: es erlaube „keine eigenständige, vom Alltagswissen der handelnden Individuen sich strukturell unterscheidende theoretische Orientierung von Forschung“ (Nagel, 1983: 285). Damit werde „gesellschaftliche Praxis“ auf unmittelbares soziales Handeln verkürzt und gesellschaftliche Wirklichkeit gehe in den Wahrnehmungen und Deutungen der interagierenden Individuen auf. Die „defizitäre theoretische Strukturierung“ und der „defizitäre Begriff von gesellschaftlicher Wirklichkeit“ sei für das „Scheitern“ der Aktionsforschung verantwortlich (Nagel, 1983: 285-86). Weiterhin sei die Aktionsforschung durch ein verkürztes Verständnis von Theorie und Praxis gekennzeichnet: Die Rolle der Theorie im Forschungsprozess werde tendenziell unterbewertet, der Forschungsprozess werde individualisiert und direkte sinnliche Erkenntnis werde einseitig als alleinige Grundlage von Erkenntnis interpretiert (Schneider, 1980: 170ff). Damit einher gehe eine „Fetischisierung der Praxis“

(Schneider, 1980: 166). Kritisiert wurde auch die einseitige Fixierung auf die Praxis und den praktischen Nutzen als Ausgangs- und Endpunkt von wissenschaftlichem Arbeiten:

„Handlungsforschung konstruiert so tendenziell einen Widerspruch zwischen wissenschaftlicher Theorie einerseits und Praxis andererseits. (...) Sie stellt sich nicht die Frage nach einer Wissenschaft, die sich als Ganzes auf gesellschaftliche Praxis bezieht, ohne in ihren einzelnen wissenschaftlichen Betätigungen jeweils einen direkten Praxisbezug herstellen zu müssen, d.h. sofort und direkt praktisch wirksam werden zu müssen. Eine über einzelne Untersuchungssituationen hinweg theoretisch verallgemeinernde wissenschaftliche Tätigkeit wäre damit unmöglich (...).“ (Schneider, 1980:167).

Zudem wurden methodologische Brüche und Ungereimtheiten beklagt. Die von Lewin vertretenen theoretischen und methodologischen Prämissen der Aktionsforschung seien widersprüchlich: divergente Auffassungen stehen unverbunden nebeneinander, Schlüsselbegriffe wie „System“, „Struktur“ oder „Feld“ werden unzulässig mathematisiert, und „heteronorme Begriffe“ wie „technisches System“ und „soziale Ganzheit“ würden miteinander verwechselt (Cremer, 1980; Moser, 1975). Weiterhin wurde kritisiert, dass der Aktionsforschungsansatz auf einem „diffusen Demokratiebegriff“ basiere und der Lewinsche Ansatz im historischen Kontext des „human engineering“ stand, deren Technokratie und Technik der zwischenmenschlichen Beziehungen zur Optimierung der „Arbeitsmaschine Mensch“ als Manipulation abgelehnt wird (Cremer 1980: 93).

Auch in der praktischen Umsetzung traten Probleme auf und es wurde kritisiert, dass viele Aktionsforscher/innen ihren anspruchsvollen Idealen im Forschungsalltag nicht gerecht werden konnten. Es gab Kommunikationsprobleme, Macht- und Interessenkonflikte zwischen Forschenden und Teilnehmenden, Vorwürfe der Ausbeutung (durch die Wissenschaftler), Kritik am Wissenschaftsverständnis und der Erwartungshaltung (der Teilnehmenden), das Phänomen des „Praxisschocks“ bei den Wissenschaftler/innen (Köberer & Horn, 1979:67) und letztendlich auch Verweigerungen und Aufkündigungen der Kooperation durch Teilnehmende (siehe Gstettner, 1979, Moser, 1975:147ff). Ansprüche an die eigene Theorieproduktion – sofern sie bestanden – konnten oft nicht erfüllt werden. Heinze kritisiert rückblickend auf die Aktionsforschung der 1970er Jahre dass eine „Fraktion“ von „politisch motivierten“ Aktionsforschern den Handlungsaspekt überbetont und die Verknüpfung von Forschen und Handeln aufgehoben habe – bei ihnen spielte Forschung „keine bzw. nur noch eine rudimentäre Rolle“ (Heinze 1987:35). Zudem habe es Studien gegeben, die sich nur des „Etiketts“ der Aktionsforschung bedienten, deren „vorgebliche Wissenschaftlichkeit“ das Konzept der

Aktionsforschung in wissenschaftlichen Kreisen aber stark diskreditiert habe (Moser, 1995:58).

Diese Kritikpunkte tauchen auch in einer Umfrage unter führenden Vertreter/innen der Aktionsforschung im deutschsprachigen Raum auf, die ergab, dass das Konzept der Aktionsforschung Anfang der 1990er Jahre aus der deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Debatte so gut wie verschwunden war (Altrichter & Gstettner, 1993). Auf dem Hintergrund der Befragungsergebnisse und einer Literaturrecherche beschieden die Autoren dem Ansatz der Aktionsforschung einen „Niedergang“ nach einer „kurzen Periode des Interesses“ (Altrichter & Gstettner, 1993: 68). Im Vergleich zu den 1970er Jahren, wo im Zeitraum von zehn Jahren (1972-1982) um die 400 Publikationen zur Aktionsforschung in deutscher Sprache veröffentlicht wurden, nahm die Aktionsforschung Anfang der 1990er Jahre keinen nennenswerten Platz in den wissenschaftstheoretischen, empirischen und methodischen Debatten der Sozialwissenschaften mehr ein. Altrichter und Gstettner (1993) machen rückblickend folgende Schwächen der Theorie und Anwendung der Aktionsforschung für diese Entwicklung verantwortlich:

1. Die Aktionsforschung basiert auf vagen Grundbegriffen und zeichnet sich durch unklare Ziele, Vorannahmen und Methoden aus. Besonders scharfe Zungen im traditionell-empirischen Lager warfen den Aktionsforscher/innen vor, sie stimmen einzig und allein in ihrer „sozio-politischen Orientierung“ überein; die Aktionsforschung sei keine neue Forschungsstrategie, sondern „eine mehr oder weniger verkleidete Methode der politisch-pädagogischen Manipulation“ (Lukesch & Zecha, 1978:40ff, zitiert nach Altrichter & Gstettner, 1993:68).
2. Es gab theoretische Leerstellen in den Konzepten und Ergebnissen: Trotz der sozialkritischen Grundorientierung der Aktionsforschung wurde wenig Gesellschaftstheorie formuliert.
3. Praktische Schwächen: Konzepte und Projekte wurde oft nicht oder nur unzureichend umgesetzt. Das Veränderungspotential der wissenschaftlichen Produktion und der durch sozialkritische Forschung erweiterbare Spielraum für Handlung und Reform in der gesellschaftlichen Praxis wurden überschätzt.
4. Die Beziehung zwischen „Forschern und Erforschten“ fand praktisch nicht in der Form statt, wie sie theoretisch konzipiert war; die Vorstellungen der Aktionsforscher/innen waren „zu einfach und optimistisch“ gewesen (Altrichter & Gstettner, 1993:69). Im praktischen Forschungsprozess blieben die unterschiedlichen Interessenslagen und Rollen der beteiligten Praktiker/innen und Forscher/innen und das

häufig vorhandene, wenn auch nicht intendierte Machtgefälle, oft ungeklärt und unreflektiert.

5. Das Auseinanderklaffen von Anspruch und Wirklichkeit der Aktionsforschung war auch darauf zurückzuführen, dass es trotz aller Kritik an der „Normalwissenschaft“ unter Aktionsforscher/innen eine „Wissenschaftsgläubigkeit“ gab, die Hierarchien etablierte und Lernprozesse nur in eine Richtung zuließ. Es ging um eine theoretische Kritik des Alltagswissens und um eine „Rationalisierung der Welt, wenn sie auch im revolutionären Vokabular auftrat“; dahinter stand ein fast naiver Glaube an die Macht der eigenen Theorie, die die gesellschaftliche Praxis verändern sollte (Altrichter & Gstettner, 1993: 70).
6. Fraktionskämpfe: Unter den verschiedenen Vertreter/innen der Aktionsforschung herrschte ein rauer Umgangston, Kritik wurde z.T. in harscher Sprache geübt und Konkurrenz und Stereotypisierungen trugen wenig zur Verbesserung der Kommunikation und der Etablierung eines „einigermaßen kohärenten und methodologischen Diskurses“ bei (Altrichter & Gstettner, 1993: 71).
7. Der sich wandelnde gesellschaftspolitische Rahmen wirkte sich ungünstig aus: Ab der zweiten Hälfte der 1970er Jahre löste sich die Studentenbewegung zunehmend auf und die Periode der Bildungsreform machte ab Anfang der 1980er Jahre einer politisch konservativeren und reformfeindlicheren Zeit Platz. Dadurch verlor die Aktionsforschung ihre bedeutendsten Finanz- und Einflussquellen und „zahlte schwer dafür, dass sie die Suche nach anderen Alliierten in der Gesellschaft vernachlässigt hatte“ (Altrichter & Gstettner, 1993:71).
8. Isolierung vom internationalen Diskurs: Es gab wenig internationale Kontakte, und die deutschsprachige Debatte blieb von neueren Entwicklungen und Debatten z.B. aus dem angloamerikanischen Raum relativ unberührt.

Zum heutigen Zeitpunkt, wiederum über ein Jahrzehnt nach der Umfrage von Altrichter und Gstettner (1993), taucht der Begriff der Aktionsforschung in einigen Lehrbüchern der empirischen Sozialforschung gar nicht mehr auf (sogar in Handbüchern der qualitativen Forschung wie Flick, Kardoff, Steinke, 2004). Andere Lehrbücher, so das Standardwerk „Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler“ (Bortz & Döring, 2006), besprechen den Aktionsforschungsansatz kurz und kritisch. Die Aktionsforschung habe im deutschsprachigen Raum seit den 1980er Jahren „an Bedeutung [verloren], teils weil die wissenschaftstheoretische Grundlegung des Ansatzes unklar blieb, teils weil die Anwendungsfelder mit entsprechenden Reformchancen begrenzt sind“ (Bortz & Döring, 2006: 342).

Als Einwände werden angeführt, die Aktionsforschung könne für die Teilnehmer/innen eine Überforderung darstellen und erziele aufgrund mangelnder Forschungskompetenzen und fehlender Distanz auf Seiten der Teilnehmer/innen und Praxis-Partner/innen weniger gute Ergebnisse. Bortz und Döring (2006) weisen außerdem darauf hin, dass der Ansatz der Aktionsforschung nur begrenzt einsetzbar ist und sich auf Teilnehmer/innen mit entsprechendem Problembewusstsein beschränkt. Bestimmte Aspekte der Aktionsforschung wie Ergebnisrückmeldung an Teilnehmer/innen und Forschung als gemeinsamer Lernprozess seien jedoch in der angewandten Arbeits- und Organisationspsychologie und in der formativen Evaluationsforschung aufgegriffen worden (Bortz & Döring, 2006: 341-3).

5. Spurensuche: Was hat sich seitdem entwickelt?

Die Popularität der Aktionsforschung nahm in den 1980er und 90er Jahren also stark ab, es war vom „Scheitern“ (Nagel, 1983:285) und vom „Niedergang“ (Altrichter & Gstettner, 1993:68) die Rede, und heute beziehen sich nur wenige Forscher/innen im deutschsprachigen Raum explizit auf diesen Ansatz. Ausnahmen sind unter anderem in der Erziehungswissenschaft (Moser, 1995; Altrichter & Gstettner, 1993) der beruflichen Fort- und Weiterbildung (Dehnbostel, 2005), der wissenschaftlichen Begleitung von Modellversuchen (Schemme, 2006), der Gemeindepsychologie (Bergold, 2007; Hermann et al., 2003), und der qualitativen Gesundheits- und Pflegeforschung (Höhmman, 2002) zu finden. Auch wenn der Ansatz nur noch selten explizit benannt wird, bedeutet das jedoch nicht, dass der Diskurs vollständig zum Erliegen gekommen ist. Die Aktionsforschung hat in der sozialwissenschaftlichen Forschungslandschaft vielfältige Spuren hinterlassen. Altrichter und Gstettner beschreiben, dass sich eine neue Forschungsmentalität entwickelt habe, die „soziale Verantwortlichkeit und Partizipation betone“ (Altrichter & Gstettner, 1993: 72). Im Bereich der qualitativen Methoden seien Auswirkungen spürbar: z.B. gewann das Verfahren der kommunikativen Validierung größere Beachtung, der Fokus auf Alltagswissen sei salonfähig geworden und der Arbeitsstil der Projektarbeit habe sich an manchen Universitäten etabliert. Weiterhin, so Altrichter und Gstettner (1993), habe die Aktionsforschung in verschiedenen Nischen in der pädagogischen Arbeit mit sozial marginalisierten Gruppen, der Entwicklungszusammenarbeit, Organisationsentwicklung, Geschichte und Linguistik überlebt. Darüber hinaus sei festzustellen, dass bestimmte Vertreter/innen der Aktionsforschung weiterhin mit denselben Methoden arbeiten, ohne sie allerdings als solche zu benennen. Wiederum andere Vertreter/innen einer „neuen

Aktionsforschung“, zu denen auch Altrichter und Gstettner gehören, grenzen sich von der deutschsprachigen Tradition der „Handlungsforschung“ und ihrem „Verfall“ ab und beziehen sich statt dessen wieder auf anglo-amerikanische *action research* Diskurse (Altrichter & Gstettner, 1993: 73-75). Diese Position wird jedoch nur von wenigen Sozialforscher/innen vertreten. Die Fortführung der Debatte um die Ziele und Methoden der Aktionsforschung findet im deutschsprachigen Raum vorwiegend unter neuen Begrifflichkeiten statt. Im Folgenden werden drei Ansätze vorgestellt, in denen dies der Fall ist: die Praxisforschung, die Methode der Selbstevaluation, und partizipative Forschungsmethoden der qualitativen Sozialforschung.

6. Der Ansatz der Praxisforschung

In der Erziehungswissenschaft, Psychologie und Sozialen Arbeit wurde mit „Praxisforschung“ ein neuer Begriff gefunden, der sowohl in der Tradition der Aktionsforschung steht als sich auch von ihr abgrenzt (Beerlage & Fehre, 1989; Heiner, 1988; Moser, 1995). Heinz Moser, in den 1970er Jahren ein wichtiger, aber auch kritischer Vertreter der Aktionsforschung, vertritt heute einen Ansatz der Praxisforschung.

„Darunter [Unter Ansätzen der Praxisforschung, *Anm. d.V.*] verstehe ich wissenschaftliche Bemühungen, die an der Schnittstelle zwischen Wissenschafts- und Praxissystem angesiedelt sind und darauf abzielen, gegenseitige Anschlüsse zu finden und fruchtbar zu machen.“ (Moser, 1995: 9)

Moser bezieht sich auf die Systemtheorie Luhmanns und betrachtet Wissenschafts- und Praxissystem als zunächst getrennte Systeme. Die Distanz zwischen diesen Systemen soll durch die Praxisforschung nicht aufgehoben, sondern partiell vermindert und genutzt werden. „Gegenseitige Anschlüsse“ und Formen der Kooperation können nur gefunden, wenn sich Vertreter beider Systeme der Unterschiede und Grenzen bewusst sind.

Konzeptionell versteht Moser die Praxisforschung – in kritischer Abgrenzung zur Aktionsforschung der 1970er Jahre – als wissenschaftlichen Ansatz, „der sich nicht auf die Funktion einer mehr oder weniger systematischen Praxisreflexion reduzieren lassen will“ (Moser, 1995: 70). Unter dem Dach der Praxisforschung fasst der Erziehungswissenschaftler und Medienpädagoge drei Formen der Forschung zusammen: a) *Praxisuntersuchungen*, die aus

„einem distanzierten Blickwinkel zur Praxis“ erfolgen, bei denen Forscher/innen bestimmte Aspekte und Probleme der Praxis mit wissenschaftlichen Methoden untersuchen und auch zur Theorieentwicklung beitragen wollen; b) *Evaluationsstudien*, die im Praxisfeld angesiedelt sind und dort stattfindendes Handeln, z.B. die Wirksamkeit einer Maßnahme überprüfen; und c) *Aktionsforschung*, bei der Wissenschaftler/innen und Praktiker/innen kooperativ zusammenarbeiten, um Forschungsergebnisse zu erzielen, die in Form von Verbesserungen und Weiterentwicklungen der Praxis direkt umsetzbar sind (Moser, 1995:88ff). Aktionsforschung unter dem Dach der Praxisforschung stellt die engste Form der Zusammenarbeit von Wissenschaftler/innen und Praktiker/innen dar. Im Unterschied zur Aktionsforschung der 1970er Jahre plädiert Moser jedoch dafür, dass die beteiligten Forscher/innen eine „notwendige analytische Distanz wahren“ und nicht beanspruchen sollten, die praktische Programmatik eines Projekts zu bestimmen. Sie sollen „die Selbstverantwortung der Praxis für sich“ anerkennen und nur solche Aufgaben übernehmen, die ihren spezifischen Kompetenzen entsprechen (Moser, 1995: 91).

Praxisforschung greift nach Moser sowohl weiter als auch enger als die Aktionsforschung: „Weiter, weil Forschung unter Praxisaspekten nicht mehr allein im Rahmen direkter Zusammenarbeit mit Praktikern betrachtet wird; enger, weil vieles von den hochfliegenden emanzipatorischen Zielsetzungen der damaligen Aktionsforschung sich nicht hatte realisieren lassen – und in der Folge wenig von den überhöhten politischen Ansprüchen an ein wissenschaftliches Forschungsprogramm übrig geblieben ist.“ (Moser, 1995: 8) Als einen Schluss, den Moser aus seinen Erfahrungen mit der Aktionsforschung zieht, begreift er das Verhältnis von Wissenschaft und Praxis als grundsätzlich konflikthaft. Die beiden Systeme unterscheiden sich wesentlich in ihrem Forschungs- und Erkenntnisinteresse:

„Während der Forscher z.B. Aussagen anstrebt, denen eine verallgemeinerungsfähige Gültigkeit zukommt, wird der Praktiker (Sozialarbeiter, Lehrer) eine auf die Beurteilung eines individuellen Falles ausgerichtete Perspektive verfolgen.“ (Moser, 1995: 15)¹¹

Es gehe darum, eine kooperative Zusammenarbeit zu suchen, aber genau zu klären, „wie weit die gegenseitige Einflussnahme geht, bzw. wo es zu respektieren ist, dass es sich um

11 Die Abgrenzung der beiden Systeme wird hier personalisiert, was eine gewisse Verkürzung darstellt. Es ist außerdem fragwürdig, ob die Unterscheidung der beiden Systeme in der Absolutheit zutrifft, wie Moser sie beschreibt. Man könnte einwenden, dass nicht jede Form von Wissenschaft „universell“ nach „Wahrheit“ (Moser, 1995: 73) strebt und dass auch Praxissysteme analytische Prozesse und Beiträge zur Wissensgenerierung beinhalten, die über das „situativ Brauchbare“ und die Beurteilung des „einzelnen Falls“ (Moser, 1995: 73) hinausgehen.

selbstreferentielle geschlossene Systeme handelt, die nur in engen Grenzen durchlässig sind“ (Moser, 1995:16). Für heutige Aktionsforscher/innen gelte es „ein Moment der Distanz zu bewahren“ (Moser, 1995: 15).

Einen etwas anderen Ansatz der Praxisforschung vertritt Maja Heiner. Sie definiert Praxisforschung (für den Bereich der Sozialen Arbeit) als „Untersuchungen der Praxis beruflichen Handelns (...), die in enger Kooperation mit den Fachkräften erfolgen“ und sich durch ihre „Anwendungsorientierung“ auszeichnen (Heiner, 1988:7). Die Form der Zusammenarbeit kann in Intensität, Ausmaß und Dauer, variieren, wobei mit Zunahme der Intensität und Dauer der Zusammenarbeit, die „bestimmende Funktion des Wissenschaftlers“ abnehme (Heiner, 1988: 9). Praxisforschung umfasst ein Kontinuum verschiedener Forschungsmodelle. Im ersten Modell forschen nur die Forscher/innen und kooperieren eingeschränkt mit Vertreter/innen der Praxis. Im zweiten Modell forschen nicht nur Forscher/innen, sondern auch Mitarbeiter/innen und Führungskräfte aus der Praxis – sie sind z.B. an der Datenerhebung beteiligt. Im dritten Modell sind Praktiker genauso aktiv an der Forschung beteiligt, wie die Wissenschaftler, und eine der Hauptaufgaben des Wissenschaftlers besteht in der „Beratung des forschenden Praktikers“ (Heiner, 1988:8).

„Der Forschungsgegenstand wird einerseits komplexer, weil die Untersuchung des Bedingungsgefüges, in dem die untersuchten Ergebnisse zu sehen sind, ausgeweitet wird. Andererseits wird die Untersuchung stärker auf zentrale Aspekte der Intervention oder auf exemplarische Ausschnitte eingegrenzt, deren Relevanz die kooperierenden Forscher und Praktiker aufgrund ihrer extensiven orts- und Fachkenntnisse gezielt als exemplarisch auswählen. Die Anwendungsbezogenheit der Ergebnisse nimmt zu, die Übertragbarkeit ab.“ (Heiner, 1988: 8)

Heiner grenzt diese Form der Praxisforschung vom Ansatz der Aktionsforschung ab, den sie ganz im Spektrum qualitativer Methoden verortet, während sie dafür plädiert, auch quantitative Methoden und Designs im Rahmen der Praxisforschung einzusetzen (Heiner, 1988:10). Für die gesamte Bandbreite der Praxisforschung in der Sozialen Arbeit stellt Heiner fest, dass es an Forschungsförderung mangle und die engeren Formen der Kooperation nur selten praktiziert werden. Es fehle auch an „tätigkeitsbezogenen vergleichbaren Daten“, an einer „Kontinuität der Fragestellungen“, und oft auch an „Forschungskompetenz“ in der Praxis (Heiner, 1988:11). Insgesamt sei die Praxisforschung auch von der Einsicht geprägt, dass sich Veränderungen in der Praxis nur sehr langsam und eingeschränkt vollziehen.

„Praxisforschung wird nicht mehr – wie etwa in der Diskussion über die Handlungsforschung in den 1970er Jahren – als Vehikel für Innovationen gesehen, die

auf diese Weise mit Sicherheit schnell und erfolgreich umzusetzen sind. Die Erfahrung der Zähigkeit der bestehenden Verhältnisse hat zu einer skeptischeren Einschätzung der Veränderungsmöglichkeiten geführt. Die besondere Chance, der besondere Beitrag der Praxisforschung wird heute eher in einer begleitenden Unterstützung und geduldigen Vermittlungs- und Überzeugungsarbeit gesehen, bei denen der Forscher zwischen den fachlichen oder politischen Fronten steht und sich um Verständigung zwischen den Beteiligten bemüht. Damit rückt die Praxisforschung in die Nähe der Politik- und Praxisberatung (...).“ (Heiner, 1988:13)

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass mit dem Begriff der Praxisforschung ein wesentliches Anliegen der Aktionsforschung – die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Praxis zur Erforschung und Beeinflussung der Praxis – weitergeführt und konzeptionell weiter entwickelt wurde. Die mit diesem Begriff verbundene Diskussion stellt sich jedoch im Unterschied zu der Debatte um die Aktionsforschung der 1970er Jahre pragmatischer und weniger politisch motiviert dar.

7. Die Methode der Selbstevaluation

Im Bereich der Sozialen Arbeit wurde in großer Nähe zur Praxisforschung eine Methode entwickelt, in der das Anliegen der Aktionsforschung weiterlebt, die analytischen und erkennenden Kapazitäten von Praktiker/innen zu fördern und zu nutzen. Die Methode der Selbstevaluation sieht vor, dass Praktiker/innen ihr eigenes Arbeitsfeld (z.B. Programme, Interventionen und Arbeitsabläufe) evaluieren. Sie können dabei durch eine externe Evaluationsberatung unterstützt werden, grundsätzlich wird die Selbstevaluation jedoch „von der untersuchten Organisation(-seinheit) eigenverantwortlich geplant und durchgeführt“ (Heiner, 2000: 207). Die Selbstevaluation stellt eine „enge Verzahnung von Praxisforschung und Praxisveränderung“ dar, in der Praxisziele und Untersuchungsziele gleichzeitig formuliert und kontinuierlich miteinander abgeglichen werden (Heiner, 1997). Reflexionsprozesse werden angeregt und strukturiert, indem Ziele konkretisiert, Erfolgsdimensionen und zentrale Erfolgskriterien festgelegt und Praxisprozesse genauer als bisher beobachtet, dokumentiert und ausgewertet werden. Dabei beginnt der Prozess der Veränderung der Praxis schon während der Planung der Untersuchung. Die Selbstevaluation oder interne Evaluation „ist eine zentrale Voraussetzung für das Wissensmanagement in Organisationen. Durch sie wird Erfahrung systemati-

siert, geprüft und bewertet und für den Organisationszweck nutzbar gemacht“ (Heiner, 2000: 208).

Joachim König situiert die Selbstevaluation am praxisorientierten Ende des Spektrums sozialpädagogischer Praxisforschung.¹² In Abgrenzung zur Fremdevaluation umfasst die Selbstevaluation „die Beschreibung und Bewertung von Ausschnitten des eigenen alltäglichen beruflichen Handelns und seiner Auswirkungen nach selbst bestimmten Kriterien“ (König, 2000: 38). Die Selbstevaluation stellt eine pragmatische Forschungsmethode dar, die sich an den „konkreten Qualitätsfragen der Praxis“ orientiert. Nichtsdestotrotz könne aber „auch eine explizit handlungsorientierte Praxisforschung wie die Selbstevaluation punktuelle Beiträge zur Theoriebildung geben“ (König, 2000:21).

Die Aktionsforschung, die qualitative Sozialforschung und die Systemtheorie gelten als theoretische Quellen der Selbstevaluation (König, 2000: 38-51). Lewin habe mit der Aktionsforschung eine Tradition begründet, die bis heute eine wichtige Rolle spiele, wenn sie auch „nicht unumstritten“ sei (König, 2000:43). Sie stelle jedoch einen „sehr hohen Anspruch an die ‚Diskursfähigkeit‘ der Beteiligten“ und dies habe vor allem in den 1970er Jahren zu Überforderungen und konfliktreichen Forschungsverläufen geführt. Das „zugrunde liegende emanzipatorische Postulat“ der Aktionsforschung sei jedoch „unverzichtbar“ und besitze gerade auch für die Selbstevaluation einen „sehr hohen Wert“ (König, 2000: 44). Zwei Prinzipien der Selbstevaluation stehen eindeutig in der Tradition der Aktionsforschung nach Moser und Lewin: „Betroffene beteiligen“ und „Verwertung mitbestimmen“ (König, 2000:44).

Der Zusammenhang von Selbstevaluation, Praxisforschung und Aktionsforschung wird auch von Ernst v. Kardorff in dem Sammelband „Qualitative Evaluationsforschung“ beschrieben:

„Die von Ende der 1970er bis Mitte der 1980er Jahre in der Bundesrepublik zur Unterstützung lokaler Basisinitiativen und sozialer Bewegungen entwickelte *Aktionsforschung* ist weitgehend Geschichte. In der Sozialpädagogik hat sich dabei ein Wandel von politisierter Aktionsforschung zu einer pragmatischen und in der Methodenwahl eklektischen *Praxisforschung* (Heiner, 1988) vollzogen; dort geht es um die Entwicklung von Methoden für eine von den beteiligten Praktikern durchgeführte *Selbstevaluation* („practitioner research“, Fuller & Petsch, 1995;

12 König bezieht sich auf das Spektrum sozialpädagogischer Forschung, das von „handlungsorientierter Praxisforschung“ über „professionsorientierte, reflexive Forschung“ bis zu „wissenschaftlicher, grundlagenbezogener Disziplinforschung“ reiche und sich in der Forschungsabsicht, der Art des Wissens, das produziert wird, und dem Grad des jeweiligen Praxis- und Theoriebezugs unterscheide (König, 2000: 29)

Shaw & Lishman, 1999; Moser, 1999) und daraus resultierende Perspektiven für lernende Organisationen (...).“ (v. Kardorff, 2006: 74)

Die Selbstevaluation ist also aus dem Gedankengut der Aktionsforschung hervorgegangen und stellt unter dem Dach der Praxisforschung einen bescheideneren, pragmatischen Fortsatz der „politisierten Aktionsforschung“ dar. Er grenzt diese Tradition vom „Mainstream der Evaluationsforschung“ ab, der sich zunehmend an standardisierter Datenerhebung und am Modell des naturwissenschaftlichen Experiments orientiert (v. Kardorff, 2006: 74).

Der Evaluationsforscher Wolfgang Beywl hat die Methode der Selbstevaluation in den 1990er Jahren mit entwickelt.¹³ Er benennt jedoch auch deren Grenzen: Die „selbstorganisationsgesteuerte Evaluation“ sei kostengünstig, aber begrenzt anwendbar, weil sie eine „hochrezeptive und motivierte Gruppe Aktiver“ erfordert (Beywl, 2006: 110). Die „methodische Qualität, Glaubwürdigkeit der Beschreibungen sowie Unabhängigkeit der Bewertungen sind für Außenstehende zweifelhaft“, daher sollten Evaluationsberatende darauf drängen „Externe in die Evaluationssteuerung einzubeziehen, um blinde Flecken, Konformitätsdruck in der Evaluationsgruppe und immunisierender Rechtfertigung entgegenzuwirken“ (Beywl, 2006:110). Schon auf der Meso-Ebene größerer Organisationen stoße das Modell der Selbstevaluation auf Umsetzungsschwierigkeiten.

Eine klar ablehnende Position formulieren Bortz und Döring (2006) auf dem Hintergrund ihres eher traditionell-empirischen Verständnisses von Evaluation. Bei der Selbstevaluation bestünde die Gefahr der Parteilichkeit und Schönfärberei, externe Evaluatoren seien deshalb einer Selbstevaluation vorzuziehen (Bortz & Döring, 2006: 103-4).

Diese Argumente sind der Debatte um die Aktionsforschung sehr ähnlich. Im Unterschied zur Aktionsforschung der 1970er Jahre hat die Selbstevaluation jedoch keinen Anspruch zu grundlegenden, gesellschaftlichen Veränderungen beizutragen und es bestehen keine Vorbehalte, sie im Zuge von Effizienz -steigernden Qualitätsentwicklungsmaßnahmen in Betrieben und Organisationen einzusetzen.

13 Wolfgang Beywl und Maya Heiner waren zum Beispiel inhaltlich und redaktionell an den Ausgaben der „Informationen zur Selbst-Evaluation“ wesentlich beteiligt, die vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (1996-1998) herausgegeben wurden.

8. Qualitative Forschung und partizipative Methoden

Ein weiterer, wesentlicher Bereich, in dem bestimmte Anliegen und Prämissen der Aktionsforschung seit den 1980er Jahren weiter verfolgt werden, ist die qualitative Sozialforschung. Hier wurden in einem differenzierten, vielstimmigen Diskurs alternative Forschungsparadigmen zum traditionell-empirischen Modell weiter entwickelt – im Unterschied zur deutschsprachigen Aktionsforschung auch mit Bezügen auf internationale Debatten.¹⁴ In der qualitativen Forschung sind alltagsnahe Forschungsgegenstände relevant; Forschende begeben sich ins Feld und sind angehalten, den Einfluss ihrer Subjektivität auf die erhobenen Daten und die gewonnenen Erkenntnisse zu reflektieren (vgl. Mruck, Roth & Breuer, 2002; Roth, Breuer & Mruck, 2003). Die in der qualitativen Forschung angewandten Forschungsmethoden mit ihrem Schwerpunkt auf intersubjektiver Kommunikation ähneln den Methoden der Aktionsforschung, obwohl die qualitative Forschung in den letzten Jahrzehnten ein immens großes und ausdifferenziertes Methodenspektrum entwickelt hat, das weit über die in den 1970er Jahren angewandten Methoden der Datenerhebung und –auswertung hinaus geht.

Unter dem Dach der qualitativen Forschung finden sich auch explizit partizipative Forschungsmethoden (z.B. die teilnehmende Beobachtung), die den Gedanken der „Partizipation“ in den Vordergrund rücken. Partizipation war auch eine zentrale Forderung der Aktionsforschung der 1970er Jahre (siehe z.B. bei Cremer 1980:10). Der Begriff betont die aktive Teilnahme und Teilhabe der „Forschungssubjekte“ am Forschungsgeschehen und damit die Beziehung zwischen Forscher/innen und Teilnehmer/innen. Partizipation ist in zweifacher Hinsicht möglich: als Mitwirkung der Teilnehmer/innen am Forschungsprozess und als Teilnahme/Teilhabe der Forschenden an den Prozessen und sozialen Bezügen des untersuchten Settings. Die Methode der teilnehmenden Beobachtung hat in den Sozialwissenschaften (vor allem der Anthropologie und Soziologie) eine lange Tradition, die weit über die Aktionsforschung der 1970er Jahre hinausgeht. Sie sieht vor, dass die Forscher/innen sich in das Feld hineinbegeben, das sie zu erforschen suchen, und über das „Eintauchen“ (engl. „immersion“) und die aktive Teilnahme Beziehungen zu den Akteuren im Feld aufbauen, die es ihnen ermöglichen, Bedeutungen und Prozesse aus der Akteursperspektive nachzuvollziehen. Ethnographische Feldforschung nimmt also bewusst keine „neutrale“ Perspektive „von

14 Für eine Übersicht über den deutschsprachigen Diskurs zu alternativen Forschungsparadigma in der qualitativen Sozialforschung vgl. z.B. Flick, v.Kardorff, Steinke (2004); Mruck, Bergold, Breuer & Legewie (2000) sowie nachfolgende Ausgaben der Online-Zeitschrift Forum Qualitative Sozialforschung (FQS).

außen“ ein, sondern eine involvierte Perspektive „von innen“. Das Erkenntnisprinzip ist „Verstehen“ (statt Erklären) und es gibt eine differenzierte Diskussion über die Stärken und Grenzen dieses Prinzips (vgl. z.B. Hitzler, 2002).

Alexandra Caspari (2006) zeichnet die Geschichte und Verwendung der Begriffe „Partizipation“ und „partizipative Evaluation“ in der deutschsprachigen und internationalen Entwicklungszusammenarbeit nach und zeigt, dass sich dieser Ansatz seit den 1990er Jahren großer Beliebtheit erfreut (u.a. in Form von *Participatory Rural Appraisals* und als Standard bei Programm-Evaluationen). Sie kritisiert jedoch, dass der Begriff der Partizipation ungenau definiert ist: „Die Frage, wer woran in welchem Ausmaß beteiligt sein soll, wird in der Literatur höchst unterschiedlich beantwortet. So variiert das Verständnis von Konsultation oder Information, über Mitwirkung zu Mitentscheidung oder gar Eigenverantwortung und Selbstbestimmung (...). Des Weiteren kann Partizipation nicht nur Ziel, sondern auch Mittel sein (...).“ (Caspari, 2006:369) Nicht nur die ungenaue Begriffsdefinition sei problematisch, sie stellt auch fest, „dass es für die Vielzahl der partizipativen Ansätze keine einheitliche Methodologie gibt“ (Caspari, 2006: 371). Dies ist eine fast identische Spiegelung der Kritik, die schon seit den 1970er Jahren an der Aktionsforschung geübt wurde.

9. Totgesagte leben länger: Zur Aktualität des Ansatzes in Public Health

Es lässt sich also festhalten: Der Begriff der Aktionsforschung ist von der deutschen Forschungslandschaft weitgehend verschwunden, bestimmte Begriffe und Aspekte des Ansatzes werden jedoch unter veränderten Vorzeichen und mit z. T. neuen Begrifflichkeiten weiter verfolgt. Die Kritik an der Aktionsforschung fand auf verschiedenen Ebenen statt: sowohl in Bezug auf die theoretischen Grundlagen wie auch auf der Ebene der Methoden und praktischen Umsetzung. Diese Kritik trifft zum Teil auch auf die nachfolgenden Ansätze zu: exemplarisch sei auf die Ungenauigkeit des Begriffs der Partizipation und auf die Grenzen der Methode der Selbstevaluation hingewiesen. Demgegenüber sind in den nachfolgenden Debatten jedoch auch Erfolge erzielt worden und wesentliche Kritikpunkte an der Aktionsforschung der 1970er Jahre sind heute nicht mehr zutreffend: Exemplarisch sei hier auf die erkenntnistheoretische Fundierung, das differenzierte methodische Vorgehen und die ergiebige Theorieproduktion im Rahmen von qualitativer Forschung hingewiesen.

Die Fortführungen der Debatte verdeutlichen auch, dass die grundlegenden Anliegen der Aktionsforschung nicht obsolet geworden sind. Auch in Public Health gibt es heute gute Gründe für eine Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Praxis unter der Zielsetzung der Generierung von praxisrelevantem Wissen. Wie eingangs erwähnt, besteht ein aktuelles Beispiel in der Tendenz der zunehmend geforderten Wissens- und Evidenzbasierung vieler Praxisbereiche – nicht nur, aber auch, im Gesundheitsbereich. Hier entstehen unter den Stichworten evidenzbasiert, theoriegeleitet und qualitätsgesichert neue professionelle Anforderungen, die eine enge Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Praxis erfordern.

Im gesundheitswissenschaftlichen Diskurs ist die Forderung nach einer Evidenzbasierung von präventiven und gesundheitsfördernden Maßnahmen unbestritten. Offen sind jedoch die Fragen, welche Form von „Evidenz“ benötigt wird, wie diese generiert werden kann und wie sie in der Praxis wirksam werden soll. Kritische Stimmen merken an, dass die Modelle und Verfahren der biomedizinischen Forschung, die momentan die Debatte der Evidenzbasierung in der Gesundheitsversorgung dominieren, nicht ohne weiteres auf den Bereich der Prävention und Gesundheitsförderung übertragen werden können, da ihre Prämissen und Parameter dem Forschungsgegenstand nicht angemessen sind (vgl. Elkeles, 2006; Rosenbrock, 2004a:93ff; Wright, 2006). Die Forderung nach einer evidenzbasierten Praxis setzt voraus, dass ausreichende wissenschaftliche Nachweise vorliegen, die die Wirksamkeit und Effizienz einer Maßnahme belegen. Bislang wird in den Gesundheitswissenschaften in Anlehnung an medizinische Standards davon ausgegangen, dass solche Nachweise im besten Fall durch hochkomplexe, experimentelle Studiendesigns mit randomisierten Kontrollgruppen (nach dem Vorbild der „Randomized Clinical Trials“) erbracht werden. Für den Bereich der Gesundheitsförderung und Primärprävention ist dies jedoch nicht angemessen, insbesondere nicht, wenn es sich um lebensweltorientierte Maßnahmen handelt.

„Die Kritik am klinischen Versuch als Maßstab für die Wirksamkeit (lebensweltorientierter) Primärprävention kann unter folgenden Stichworten zusammengefasst werden: die Wirkungsweise dieser Arbeit wird nicht adäquat berücksichtigt, die Übertragbarkeit (externe Validität) jenes Interventionsversuchs wird überschätzt, die zum Teil erheblichen Unterschiede innerhalb der Zielgruppe werden nicht beachtet, die Möglichkeit Kausalität festzustellen, wird überbewertet und der Aufwand, den solche Versuche verlangen, steht in keinem Verhältnis zum Ergebnis.“ (Wright, 2006: 62)

Es gilt also, ein alternatives Nachweiskonzept und alternative Verfahren zu entwickeln, mithilfe derer handlungsleitendes Wissen für die Praxis der Gesundheitsförderung und Prävention generiert werden kann. Ein Vorschlag bezieht sich auf die Unterscheidung zwischen

„nachgewiesen wirksamen“ und „vielversprechenden“ Interventionen (Rosenbrock, 2004a: 99), womit der Einsicht Rechnung getragen wird, dass die Wirksamkeit von Interventionen der Primärprävention und Gesundheitsförderung prinzipiell nur begrenzt nachweisbar ist.¹⁵ Die Wirkung von Interventionen kann lokal sehr unterschiedlich sein, und auch der Bedeutung des lokalen Kontextes für Gestaltung und Wirkung von Interventionen muss konzeptionell Rechnung getragen werden. Das benötigte Wissen bezieht sich zudem nicht nur auf „Nachweise“ der Wirksamkeit im Ergebnis, sondern auch auf den Prozess der Durchführung von Interventionen unter besonderer Berücksichtigung der lokalen Gegebenheiten. Viertens ist die Einbeziehung von Praktikern der Gesundheitsförderung und Prävention, die über lokales Wissen verfügen und eine zentrale Rolle in den zu untersuchenden Prozessen spielen, unabdingbar. Vor diesem Hintergrund entwickelt die Forschungsgruppe Public Health den Ansatz der „Partizipativen Qualitätsentwicklung“, der partizipative Formen der Qualitätssicherung und Evaluation umfasst.¹⁶

„Ziel der partizipativen Qualitätssicherung und Evaluation ist es, Projekte zu befähigen, in einer gleichberechtigten Zusammenarbeit zwischen Zielgruppe, Geldgeber und Wissenschaft kontinuierlich relevante Daten über ihre eigene Arbeit zu erheben und als Grundlage für die ständige Verbesserung der geleisteten Maßnahmen einzusetzen.“ (Wright, 2006: 66)

Dieser Ansatz verbindet die Erhebung von lokalem, praxisrelevantem Wissen mit der Umsetzung und Nutzung dieses Wissens, was einen entscheidenden Vorteil darstellt. Auch im internationalen Public Health Diskurs wurde festgestellt, dass Praktiker/innen in das Forschungsgeschehen mit einbezogen werden müssen, um sicher zu stellen, dass Ergebnisse und Erkenntnisse erzielt werden, die auch in der Praxis der Prävention und Gesundheitsför-

15 Die Unterscheidung zwischen „proven interventions“ (nachgewiesen wirksamen Interventionen) und „promising interventions“ (vielversprechenden Interventionen) wurde in einer Veröffentlichung des US-amerikanischen *Institute of Medicine* vorgenommen (Smedley & Syme, 2001). Auch der bundesdeutsche Sachverständigenrat zur Begutachtung der Entwicklung im Gesundheitswesen befürwortet diese Position: „Kriterium der Unterstützung bzw. Finanzierung insbesondere von komplexen Präventionsprojekten in Lebenswelten kann beim derzeitigen Wissensstand nicht in jedem Fall der Nachweis der Wirksamkeit (proven interventions) sein. Gefördert werden sollten auch sozial und gesundheitlich plausible Interventionen, wenn sowohl ein theoretisch fundiertes Modell für die Wirksamkeit als auch empirische Evidenz vorliegt, die zumindest Teile dieses Modells stützt (promising interventions).“ (Sachverständigenrat, 2007:93).

16 Partizipative Formen des Qualitätsmanagements wurden z.T. schon für andere professionelle Handlungsfelder entwickelt, wie zum Beispiel die Soziale Arbeit und insbesondere die Jugendhilfe (Strauss, 1998). Unser Ansatz der Partizipativen Qualitätsentwicklung unterscheidet sich in einigen Punkten von diesen und bezieht sich explizit auf die Bereiche Gesundheitswissenschaften und Gesundheitsversorgung.

derung umgesetzt und wirksam werden können. Jeffrey Kelly und Kollegen (2000) stellen z.B. für die amerikanischen HIV-Präventionsforschung fest, dass der „Trickle-down-Effekt“, nach dem wissenschaftliche Erkenntnisse – wie von selbst – ihren Weg vom Elfenbeinturm der Wissenschaft in die Praxis finden sollen, nicht funktioniert, sondern nützliche wissenschaftliche Erkenntnisse in Fachzeitschriften verstauben. Kelly plädiert daher für eine enge Zusammenarbeit von HIV-Forschung mit den „Communities“, an die sich die Forschung richtet. Die „Trickle down“-Metapher ist jedoch kritisch zu hinterfragen, da sie eine Hierarchie impliziert, dass Erkenntnisse von der Wissenschaft „herunter“ in die Praxis „tröpfeln“ sollen. Dahingegen ist davon auszugehen, dass beide Bereiche über wertvolles Wissen verfügen, und das aktuell benötigte Wissen im Schnittfeld zwischen Wissenschaft und Praxis durch eine Zusammenarbeit beider Bereiche generiert werden kann.

Die Forschungsgruppe Public Health wendet den Ansatz der Partizipativen Qualitätsentwicklung aktuell in zwei Forschungsprojekten an. In dem Forschungsprojekt „Erfahrung nutzen – Wissen vertiefen – Praxis verbessern“ (gefördert durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung) werden gemeinsam mit dem Kooperationspartner Gesundheit Berlin e.V. partizipative Methoden der Qualitätssicherung und Evaluation in der Gesundheitsförderung bei sozial Benachteiligten entwickelt. Im zweiten Forschungsprojekt werden in Kooperation mit der Deutschen AIDS-Hilfe e.V. Strukturen zur Stärkung der partizipativen Evaluation und Qualitätssicherung in der Primärprävention der Aids-Hilfen entwickelt (gefördert durch die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit). In beiden Forschungsprojekten wird praxisrelevantes Wissen lokal durch die Akteure im Feld produziert und umgesetzt. Dies wird wissenschaftlich begleitet und partizipativ ausgewertet. Die dabei von uns verfolgten übergreifenden Fragestellungen beziehen sich vor allem auf die Möglichkeiten und Grenzen von sowie die förderlichen und hemmenden Bedingungen für Partizipation bei der Qualitätsentwicklung in der Primärprävention und Gesundheitsförderung.

Wie jeder Ansatz hat auch der Ansatz der Partizipativen Qualitätsentwicklung seine Limitationen. Es stellen sich Fragen, die in dieser oder ähnlicher Form auch die Debatte um die Aktionsforschung der 1970er Jahre geprägt haben. Dies ist insofern nicht verwunderlich, als die Aktionsforschung bei der Entwicklung unseres Ansatzes als wesentliche Referenz und Inspirationsquelle Pate gestanden hat. Im Folgenden führen wir einige dieser offenen Fragen aus.

10. Offene Fragen für die aktuelle Diskussion

Die Debatte um die Aktionsforschung im deutschsprachigen Raum ist durch Konfliktlinien charakterisiert, an denen sich immer wieder Fragen entzündet haben. Einige dieser Fragen sind grundsätzlicher Art und auch für unsere aktuelle Auseinandersetzung mit dem Ansatz der Partizipativen Qualitätsentwicklung relevant. Wir möchten sie hiermit zur Diskussion stellen:

(1) *Welche Anforderungen bestehen an theoretische Fundierung und Theoriebildung?*

Das Fehlen einer einheitlichen theoretischen Grundlage sowie eine mangelnde Theoriebildung galten als Gründe dafür, dass der Ansatz der Aktionsforschung sich im deutschsprachigen Raum nicht etabliert hat. Auch im angloamerikanischen Raum, der im Gegensatz zu Deutschland eine längere und anhaltende Debatte der Aktionsforschung aufweist, scheint in der Dürftigkeit der theoretischen Diskussion eine der Ursachen für den vergleichsweise niedrigen akademischen Stellenwert der Aktionsforschung gegenüber anderen Ansätzen zu liegen. Bezüglich des Vorwurfs der fehlenden theoretischen Fundierung der deutschsprachigen Aktionsforschung ist jedoch auch eine Gegenposition denkbar: war die deutschsprachige Aktionsforschung der 1970er Jahre nicht vielleicht sogar theoretisch überfrachtet? Die Auseinandersetzung mit der kritischen Theorie und andere gesellschaftskritischen Theorien war ein prägendes Merkmal der deutschsprachigen Aktionsforschung und führte zu Erwartungen an und Prämissen über das Forschungsfeld, die sich oft als praxisfremd und nicht einlösbar erwiesen haben.

Bezüglich der Theoriebildung im Zuge der Aktionsforschung lassen sich Unzulänglichkeiten eindeutig festhalten. Die Vermittlung von Forschen und Handeln wurde schon in den 70er Jahren als schwieriger „Balanceakt“ (Kramer, Kramer & Lehmann, 1979:31) beschrieben, und dies spiegelt sich auch unsere praktischen Forschungserfahrungen wider. Die Schwierigkeiten sind dabei auf verschiedenen Ebenen angesiedelt: zum einen in der „Sogwirkung“ der Praxis – indem wir uns als Forschende auf das soziale Feld einlassen, sind wir auch den dort waltenden Zwängen ausgesetzt. So kann z.B. für tiefer gehende Theoriediskussionen die Zeit fehlen, wenn praktische Entscheidungen getroffen und Handlungen vorgenommen werden müssen (das Zeitproblem betrifft allerdings auch den Förderzeitraum von Projekten). Weiterhin kann das Interesse bei Praxispartnern fehlen, sich auf eine tiefergehende Theoriediskussionen einzulassen, insbesondere wenn Anschlüsse an wissenschaftliche

Theorien durch einen ausgrenzenden akademischen Sprachgebrauch erschwert werden. In dieser Hinsicht sind der gemeinsamen Theoriebildung von Wissenschaftler/innen und Praktiker/innen Grenzen gesetzt. Auf der Ebene des Forschungsdesigns stellt sich die Frage, inwiefern aus lokal spezifischen Fragestellungen und Ergebnissen allgemeinere Aussagen gezogen und induktiv Theorien entwickelt werden können. In diesem Zusammenhang könnten die erkenntnistheoretischen Ansätze der qualitativen Sozialforschung einen Ansatzpunkt liefern.

In Public Health ist zu fragen, inwiefern Forschung in der Tradition der Aktionsforschung Beiträge zum theoretischen Verständnis der Entstehung und Verbreitung von Krankheiten und zur Gesundheitsförderung als Teil der Gesundheitsversorgung leisten kann. Aktuell sind insbesondere Anschlüsse an die Diskurse zu sozialen Determinanten von Krankheit, subjektiven Krankheitstheorien und Theorien und Maßnahmen der lebensweltorientierten Primärprävention und Gesundheitsförderung, insbesondere mit sozial benachteiligten Bevölkerungsgruppen, von großer Bedeutung.

(2) *Welche Formen von „Evidenz“ werden durch Forschungsansätze in der Tradition der Aktionsforschung produziert?*

Public Health hat die Aufgabe, Nachweise zu erbringen, die für die Entwicklung und Durchführung konkreter Maßnahmen zur Verbesserung der sozialen und gesundheitlichen Lage der Bevölkerung, insbesondere der sozial benachteiligten Bevölkerungsgruppen, von besonderen Nutzen sind (vgl. Wright, 2004; Rosenbrock, 2004a&b). Welcher Nachweis von Wirksamkeit – oder in der Sprache von Public Health „Evidenz“ – ist nötig und welchen Beitrag können Forschungsstrategien in der Tradition der Aktionsforschung zur Erbringung dieser „Evidenz“ leisten? Was sind die Stärken und Grenzen, Gültigkeitsansprüche und Anwendungsbereiche einer solchen „praxis-basierter Evidenz“? Welche Methoden eignen sich für ihre Herstellung?

(3) *Welche Qualitätsstandards und Gütekriterien sind für Aktionsforschungs-Ansätze in Public Health angebracht?*

Die Debatte um die Aktionsforschung und nachfolgende Diskussionen der Praxisforschung und Selbstevaluation werfen die Frage auf, welche Gütekriterien angemessen sind. Da sich die Zielsetzung der Aktionsforschung u.a. durch ihre Praxisanbindung und Anwendungsorientierung grundsätzlich von akademischer Grundlagenforschung und traditionell-empirischen

Ansätzen unterscheidet, sind notwendigerweise auch andere Kriterien angebracht, an denen Qualität, Erfolg und Misserfolg von Aktionsforschungsprojekten und -ergebnissen festgestellt werden können. Existierende Gütekriterien in der Public Health-Forschung beziehen sich vor allem auf klinische Experimente und andere Formen der quantitativen Forschung, insbesondere in der Epidemiologie. Vergleichbare Kriterien für eine Aktionsforschung in Public Health existieren nur in Ansätzen. Die Diskussion von Gütekriterien für Forschung in der Tradition der Aktionsforschung muss die doppelte Zielsetzung der Aktionsforschung (1. Erforschung und 2. Beeinflussung von sozialen Prozessen) in Betracht ziehen (also sowohl wissenschaftlich-methodische als auch Nutzungs- und *impact* – bezogene Kriterien anlegen), und darüber hinaus Gütekriterien für die Form der Zusammenarbeit im Forschungsprozess entwickeln. Auch hier (zumindest im Hinblick auf die wissenschaftlich-methodischen Kriterien) erscheint ein Bezug auf die Diskussion von Gütekriterien in der qualitativen Sozialforschung angebracht.

(4) *Wie kann die Bedeutung von Aktionsforschung für Public Health am besten erfasst werden?*

Die Bedeutung der Public Health-Forschung wird weitgehend quantitativ bewertet. Der so genannte „*impact factor*“, den die „*high impact*“ Fachzeitschriften verkörpern, ist ein weit verbreiteter Maßstab, der darauf basiert, wie häufig ein Aufsatz von anderen Wissenschaftler/innen zitiert wird. Die Beschränktheit dieses Verständnisses vom wissenschaftlichen Wert einer Forschungstätigkeit wird im Fall der Aktionsforschung besonders deutlich. Die Aktionsforschung hat als Ziel Aktion *und* Forschung; die aus der Forschung resultierenden Maßnahmen und deren Effekte sind mindestens genau so wichtig wie der aus der Arbeit entstehende Erkenntnisgewinn. Die Aktionsforschung erzielt auch andere Haupteffekte (Mobilisierung, Qualifizierung und Stärkung der Beteiligten – *capacity building, empowerment*), die direkt mit der Befähigung der an der Forschung beteiligten Akteure zusammenhängen. Diese Effekte und deren Einfluss auf Faktoren, die vor allem für die Gesundheit vulnerablen Bevölkerungsgruppen von Bedeutung sind, müssen bei der Bewertung der Aktionsforschung berücksichtigt werden.

11. Schlussbemerkung

In der Besprechung der Geschichte der Aktionsforschung im deutschsprachigen Raum wurden Konfliktlinien dieser und nachfolgender Debatten aufgezeigt. Diese Konfliktlinien sind für die aktuelle methodische und methodologische Debatte in Public Health hoch relevant, da Forschungsansätze in der Tradition der Aktionsforschung vielversprechende Beiträge zur Diskussion um Evidenzbasierung der Gesundheitsversorgung leisten können. Die hier formulierten Fragen und Thesen werden als Anstoß zu einer breiteren Methodendebatte in Public Health verstanden, in deren Zuge das Methodenspektrum von Public Health erweitert und eine angemessenere Wertschätzung von partizipativen und praxisnahen Forschungsansätzen erreicht werden kann.

Literatur

- Adelman, C. (1993). Kurt Lewin and the Origins of Action Research. *Educational Action Research*, 1(1): 7-24.
- Altrichter, H. & Gstettner, P. (1993). Aktionsforschung – ein abgeschlossenes Kapitel in der Geschichte der deutschen Sozialwissenschaft? *Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau*, 26:67-83.
- Argyris, C., Putnam, R. & Smith, D.M. (1987). *Action Science: Concepts, methods, and skills for research and intervention*. San Francisco & London: Jossey-Bass.
- Bergold, J. (2007, in press). Participatory strategies in community psychology research – a short survey. In A. Bokszczanin, (Hg.) *Poland Welcomes Community Psychology: Proceedings from the 6th European Conference on Community Psychology*. Opole: Opole University Press.
- Beerlage, I. & Fehre, E.M. (Hg.) (1989). *Praxisforschung zwischen Intuition und Institution*. Tübingen: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie.
- Beywl, W. (2006). Evaluationsmodelle und qualitative Methoden. In U. Flick (Hg.). *Qualitative Evaluationsforschung: Konzepte, Methoden, Umsetzungen*. Reinbek: Rowohlt: 92-116.
- Bortz, J. & Döring, N. (2006). *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler*, 4.Auflage. Berlin, Heidelberg: Springer.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (1996-1998) (Hg.). *Informationen zur Selbst-Evaluation; Informationsbriefe des Weiterbildungs- und Forschungsprojekt der Universitäten Tübingen und Köln*, Nr. 1-6. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bonn.
- Caspari, A. (2006). Partizipative Evaluationsmethoden – zur Entmystifizierung eines Begriffs in der Entwicklungszusammenarbeit. In U. Flick (Hg.). *Qualitative Evaluationsforschung: Konzepte, Methoden, Umsetzungen*. Reinbek: Rowohlt: 365-384.
- Cremer, C. (1980). *Transparenz wissenschaftlicher Prozesse durch Aktionsforschung?* Europäische Hochschulschriften, Band 43, Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Dehnbostel, P. (2005). Begleitforschung von Modellversuchen im Kontext von Verwendungsforschung und Transferorientierung. In: Holz, H./Schemme, D. (Hrsg.): *Wissenschaftliche Begleitung bei der Neugestaltung des Lernens. Innovation fördern, Transfer sichern*. Bielefeld: BIBB: 17-30.
- Devereux, G. (1976). *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. München: Hanser (Orig. 1967).
- Elkeles, T. (2006). Evaluation von Gesundheitsförderung und die Forderung nach Evidenzbasierung – Fünf Thesen zur Anwendbarkeit auf Gesundheit. *Zeitschrift für Evaluation*, 1, 39-70.
- FB Sozialpädagogik an der Pädagogischen Hochschule Berlin (1972). Überlegungen zur Handlungsforschung in der Sozialpädagogik. In Haag, F., Krüger, H., Schwärzel, W., Wildt, J. (Hg.). *Aktionsforschung: Forschungsstrategien, Forschungsfelder und Forschungspläne*. München: Juventa: 56-75.
- Flick, U., v. Kardoff, E., Steinke, I. (2004). *Handbuch Qualitative Forschung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Green, L. (2006). <http://lgreen.net/index.html> [Datum des Zugriffs: 8.8.2007].

- Gstettner, P. (1979). Distanz und Verweigerung. Über einige Schwierigkeiten, zu einer erkenntnisrelevanten Aktionsforschungspraxis zu kommen. In Horn, Klaus (1979) (Hg.) *Aktionsforschung: Balanceakt ohne Netz? Methodische Kommentare*. Frankfurt a.M.: Syndikat: 163-205.
- Haag, F. (1972). Sozialforschung als Aktionsforschung. In Haag, F., Krüger, H., Schwärzel, W., Wildt, J. (Hg.). *Aktionsforschung: Forschungsstrategien, Forschungsfelder und Forschungspläne*. München: Juventa: 22-55.
- Haag, F., Krüger, H., Schwärzel, W., Wildt, J. (Hg.) (1972). *Aktionsforschung: Forschungsstrategien, Forschungsfelder und Forschungspläne*. München: Juventa.
- Hart, E. & Bond, M. (2001). *Aktionsforschung: Handbuch für Pflege-, Gesundheits- und Sozialberufe*. Aus dem Englischen von K. Felden. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle: Verlag Hans Huber (Orig. 1995)
- Heiner, M. (Hg.)(1988). *Praxisforschung in der sozialen Arbeit*. Freiburg: Lambertus
- Heiner, M. (1994). *Selbstevaluation als Qualifizierung in der Sozialen Arbeit: Fallstudien aus der Praxis*. Freiburg: Lambertus
- Heiner, M. (1998). *Experimentierende Evaluation. Ansätze zur Entwicklung lernender Organisationen*. Weinheim & München: Juventa Verlag.
- Heiner, M. (2000). Innovation, Evaluation und Qualitätsmanagement in Sozialer Arbeit und Supervision. In Müller Kohnberg/Münstermann (Hg.). *Qualität von Humandienstleistungen: Evaluation und Qualitätsmanagement in Sozialer Arbeit und Gesundheitswesen (207-226)*. Opladen: Leske & Budrich.
- Heinze, T. (1987). Programm und Praxis gesellschaftskritischer Handlungsforschung. In: *Qualitative Sozialforschung: Erfahrungen, Probleme und Perspektiven*. Opladen: Westdeutscher Verlag: 29-59.
- Hermann, A., Partenfelder, F., Raabe, S., Riedel, B., Ruszetki, R. (2004), "Miteinander statt übereinander" - Ergebnisse einer Begleitstudie zum Weddinger Psychoseseminar und Erfahrungen mit Forschungspartizipation psychoseerfahrener Teilnehmer/innen an dieser Studie. *Journal für Psychologie*, 12 (4):.
- Hitzler, R. (2002, April). Sinnrekonstruktion. Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie [35 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* [On-line Journal], 3(2). Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-02/2-02hitzler-d.htm> [Datum des Zugriffs: 14.5.2007]
- Höhm, U. (2002). Kooperative Qualitätsentwicklung als Gegenstand partizipativer Interventionsforschung. In D. Schaeffer & G. Müller-Mundt (Hg.). *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung*. Bern: Hans Huber: 179-200.
- Horn, K. (1979) (Hg.). *Aktionsforschung: Balanceakt ohne Netz? Methodische Kommentare*. Frankfurt a.M.: Syndikat.
- Israel, B.A., Schulz, A.J., Parker, E.A. & Becker, A.B. (1998). Review of community-based research: Assessing partnership approaches to improve Public Health. *Annual Review of Public Health*, 19: 173-202.
- Kelly, J.A., Somlai, A.M., DiFranceisco, W.J., Otto-Salaj, L.L., McAuliffe, T.L., Hackl, K.L., Heckman, T.G., Holtgrave, D.R., & Rompa, D. (2000). Bridging the gap between the science and the service of HIV prevention: Transferring effective research-based HIV prevention interventions to community AIDS service providers. *American Journal of Public Health*, 90: 1082-1088.
- Klüver, J. & Krüger, H. (1972). Aktionsforschung und soziologische Theorien: Wissenschaftstheoretische Überlegungen zum Erkenntnisinteresse in der Aktionsforschung. In

- Haag, F., Krüger, H., Schwärzel, W., Wildt, J. (1972). *Aktionsforschung: Forschungsstrategien, Forschungsfelder und Forschungspläne*. München: Juventa: 76-99.
- König, J. (2000). *Einführung in die Selbstevaluation. Ein Leitfaden zur Bewertung der Praxis Sozialer Arbeit*. Freiburg: Lambertus.
- Kramer, D., Kramer, H. & Lehmann, S. (1979). Aktionsforschung: Sozialforschung und gesellschaftliche Wirklichkeit. In K. Horn (Hg). *Aktionsforschung: Balanceakt ohne Netz? Methodische Kommentare*. Frankfurt a.M.: Syndikat: 21-40.
- Lewin, K. (1946). Action research and minority problems. In *Resolving social conflicts: Selected papers on group dynamics*. New York: Harper & Brothers: 201-216.
- Moser, H. (1975). *Aktionsforschung als kritische Theorie der Sozialwissenschaften*. München: Kösel.
- Moser, H. (1995). *Grundlagen der Praxisforschung*. Freiburg: Lambertus Verlag.
- Mruck, K., Bergold, J., Breuer, F. & Legewie, H. (2000) (Hg.). Qualitative Sozialforschung: Nationale, disziplinäre, methodische und empirische Beispiele. *Forum Qualitative Sozialforschung* [Online-Journal], 1 (1) [Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs-d/inhalt1-00-d.htm>] [Datum des Zugriffs: 8.8.2007].
- Mruck, K., Roth, W.M. & Breuer, F. (2002). Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess I. *Forum Qualitative Sozialforschung* [Online-Journal], 3 (3) [Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs-d/inhalt3-02-d.htm>] [Datum des Zugriffs: 8.8.2007].
- Nagel, A. (1983). *Aktionsforschung, Gesellschaftsstrukturen und soziale Wirklichkeit*. Frankfurt a.M: Peter Lang.
- Noack, R.H. & Rosenbrock, R. (1994). Stand und Zukunft der Berufspraxis im Bereich Public Health. In Schaeffer, D., Moers, M. & Rosenbrock, R. (Hg.). *Public Health und Pflege: Zwei neue gesundheitswissenschaftliche Disziplinen*. Berlin: Ed. Sigma: 129-158.
- Pieper, R. (1972). Aktionsforschung und Systemwissenschaften. In Haag, F., Krüger, H., Schwärzel, W., Wildt, J. (Hg.). *Aktionsforschung: Forschungsstrategien, Forschungsfelder und Forschungspläne*. München: Juventa: 100-116.
- Reason, P. & Bradbury, H. (2007) (Hg.). *The SAGE Handbook of Action Research: Participatory Inquiry*, 2nd Edition. Thousand Oaks: Sage.
- Reinke-Köberer, E. & Horn, K. (1979). Einige Probleme beim Wiedereinführen individueller Subjektivität in die Wissenschaft. Methodische als politische Fragen. In Horn, K. (Hg.) *Aktionsforschung: Balanceakt ohne Netz? Methodische Kommentare*. Frankfurt a.M.: Syndikat: 54-67.
- Rosenbrock, R. (2004a). Primäre Prävention zur Verminderung sozial bedingter Ungleichheit von Gesundheitschancen – Problemskizze und ein Politikvorschlag zur Umsetzung des §20 Abs.1 SGB V durch die GKV. In R. Rosenbrock, M. Bellwinkel & A. Schröer (Hg.). *Primärprävention im Kontext sozialer Ungleichheit*. Aus der Reihe „Gesundheitsförderung und Selbsthilfe“, Band 8, Essen: Bundesverband der Betriebskrankenkassen: 7-149.
- Rosenbrock, R. (2004b). Evidenzbasierung und Qualitätssicherung in der gesundheitsbezogenen Primärprävention. *Zeitschrift für Evaluation*, 1: 71-80.
- Roth, W.M., Breuer, F. & Mruck, K. (2003) (Hg.) Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess II. *Forum Qualitative Sozialforschung* [Online-Journal], 4 (2) [Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs-d/inhalt2-03-d.htm>] [Datum des Zugriffs: 8.8.2007].

- Sachverständigenrat zur Begutachtung der Entwicklung im Gesundheitswesen (2007). *Kooperation und Verantwortung: Voraussetzungen einer zielorientierten Gesundheitsversorgung*. Gutachten 2007 Kurzfassung. Bonn.
- Schaeffer, D., Moers, M. & Rosenbrock, R. (1994). Zum Verhältnis von Public Health und Pflege. In Schaeffer, D., Moers, M. & Rosenbrock, R. (Hg.). *Public Health und Pflege: Zwei neue gesundheitswissenschaftliche Disziplinen*. Berlin: Ed. Sigma: 7-25.
- Schemme, D. (2006). *Koproduktive Wissensgenerierung zwischen Wissenschaft und Praxis in Modellversuchen*. Unveröffentlichtes Manuskript. BIBB: Bonn.
- Schneider, U. (1980). *Sozialwissenschaftliche Methodenkrise und Handlungsforschung*. Frankfurt, NY: Campus.
- Smedley, B.D. & Syme, S.L. (Eds.) (2001). *Promoting health. Intervention strategies from social and behavioral research*. Institute of Medicine, Washington, DC: National Academy Press.
- Strauss, F. (1998). Partizipatives Qualitätsmanagement als Erweiterung praxisorientierter Evaluationskonzepte. In M. Heiner (Hg.) *Experimentierende Evaluation. Ansätze zur Entwicklung lernender Organisationen*. Edition Soziale Arbeit. Weinheim & München: Juventa: 67-92.
- v.Kardorff, E. (2006). Zur gesellschaftlichen Bedeutung und Entwicklung (qualitativer) Evaluationsforschung. In U. Flick (Hg.) *Qualitative Evaluationsforschung: Konzepte, Methoden, Umsetzungen*. Reinbek: Rowohlt: 63-91.
- Wright, M.T. (2006). Auf dem Weg zu einem theoriegeleiteten, evidenzbasierten, qualitätsgesicherten Primärprävention in Settings. *Jahrbuch für Kritische Medizin*, 43: 55-73.
- Wright, M.T. (2004). Partizipative Qualitätssicherung und Evaluation für Präventionsangebote in Settings. In R. Rosenbrock, M. Bellwinkel & A. Schröer (Hg.). *Primärprävention im Kontext sozialer Ungleichheit*. Aus der Reihe „Gesundheitsförderung und Selbsthilfe“, Band 8, Essen: Bundesverband der Betriebskrankenkassen: 297-347.